

Was nützen mir die schönen schuhe

Otto Stoessl

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Otto Stoessl:
Was nützen mir die schönen Schuhe

Was nützen mir die schönen Schuhe

Eine Erzählung von

Otto Stoessl



1913

München und Leipzig bei Georg Müller

Copyright M. C. M. XIII. by Georg Müller in München

Alte Landwinkel in der Umgegend von Wien
 hüten noch eine Zeitlang das einstige Glück
 des Behagens, der mäßigen Geselligkeit und hei-
 teren Abendruhe. Noch gibt es Familien, die an
 diesen Sätzen festhalten und inmitten der wach-
 senden drohenden Stadt sich hier mit liebenswür-
 digem Eigensinn auf dem Lande fühlen. Ihnen
 blüht noch der eigene Flieder, ihnen singen noch
 Lerchen über den Wiesen, Amseln in den märz-
 feuchten Gärten; der Duft der blühenden Wein-
 reben aus den letzten nahen Rieden zieht noch
 wie eine ehrbare Ahnung göttlicher Trunkenhei-
 ten jezuweilen durch ihre offenen Fenster, und
 wenn sie zu Bette gehen, hören sie noch die ho-
 hen Wipfel der Platanen, Linden und Kastanien
 rauschen, oder den gedämpften Zitterlaut der Bir-
 ken. Hier und da fliegen Abenteuer und Abenteu-

3491
 36
 325

(RECAP)

550982

rer als Gäste ein und aus und erfüllen Gärten und Gebäude mit Lärm und Leben und mit einer wunderbaren Musik der Nichtigkeiten, unter deren Rausch sich der Friede in festliche Aufregung, der Abend in Lustbarkeiten, die Stille in Geschäftigkeit verwandelt. Solche Zeiten lassen freilich die gewohnten Mauern, Stuben, Geräte und Bäume, wie die handelnden Personen, in einem Zauberglanz aufleuchten; aber wenn das Feuerwerk verpufft ist, zieht ein Qualm durch alle Winkel. Die Zimmer und Möbel scheinen muffig und klein, schal und kümmerlich ist das alte Haus und atmet den Atem des Todes. So können diese selbstgerechten Gebäude nach einem letzten Hauch des Erlebens und nach einem Traum oder schier willkürlichen Fabelspiel von Geschicken entschlummern, obgleich sie nachher etwa noch wunderbarlich bedrückt und verlegen stehen bleiben. Ach, das Sterben ist mannigfach wie das Leben, es lehnt so mancher tote Mann aufrecht unter den Lebendigen, so manches verstorbene Haus unter den Häusern.

Von einem solchen Landwinkel und von den Abenteuer eines Jahres, die sich in einem Haus und Garten mit Sang und Klang und Glanz und Durcheinander auf kurze Weile eingewirt-

schaftet hatten, um nach ihrem schönen Schein und stolzen Anspruch zu verduften und ihre Stätte verödet zurückzulassen, erzählt diese Geschichte, von der ratlosen Torheit und von dem unwissenden Glück der Jugend, von ihrem holden Prassen und Prahlen und unvermeidlichen Mißgeschick und von anderen ähnlichen Angelegenheiten. Unter den Kieswegen dieses Gartens verirren sich, obschon der Raum gering war, die Personen des Stückes wie die Paare des Sommernachtstraumes in jenem Märchenwalde von Athen; keiner fand, was er suchte, keiner wollte, was er fand, das Glück küßte einen jeden und er wußte es nicht, und das Glück selber war eine launische Person und am schlechtesten daran.

Vom Tale der Wien steigt mit den Bodenwellen der Hügel sacht der Ort Weidlingau bis zur Tiergartenmauer. Von der Hauptstraße führen schmale und vielfach gekrümmte Gassen bergaufwärts zu den höhergelegenen Wiesen am Hange des Mühlberges, die Bauweise löst und lockert sich hier, Gehöfte mit langgestreckten Mauern, niedrige Hütten und städtische Neubauten wechseln, bald vor-, bald zurücktretend, mit einzelnstehenden Landhäusern. Höher oben werden die Gärten größer, strecken sich weit in die um-

gebende Flur aus, und die Willen erfreuen sich eines noch uneingeschränkten Blickes auf den fernem Dampf der Großstadt im Osten, auf die reinen Berge und Wiesen im Süden und Westen. Hinter diesen Landhäusern ziehen nur mehr enge umbuschte Feldwege aufwärts bis zur chinesischen Mauer, welche das himmlische Reich des kaiserlichen Lainzer Tiergartens absperret und bis zum freien Gebiete des Wienerwaldes. Längs der Tiergartenmauer kann man wieder über Wiesen hügelauflauf und ab durchs Grüne wandern, im Frühjahr und Sommer unter einem Himmel, der von Lerchenrufen durchbligt wird, während hinter der Mauer noch das verborgene Geheimnis verlockend brütet. Im Herbst, bei klaren Nächten, hört man bis in die Zimmer der Landhäuser die schmerzlichen Brunnstschreie der Hirsche, das klagende Glück der Kreatur brüllt in das Schweigen der verstummten Menschen hinein, die Liebe und Leiden in vier Wänden verbergen, wie den Tod.

An einem dieser höchstgelegenen Büchel hatte sich ein bejahrter reicher Herr, namens Obweger schon vor vielen Jahren angebaut. Und zwar hatte er einen ganzen, breiten, ansteigenden Wiesenstreifen gekauft. Zuerst errichtete er unten, in der

Nähe der Dorfgasse und der Wohnungen befreundeter Familien ein einfaches, kleines Landhaus mit Garten. Ein paar Jahre später übersiedelte er nach dem höchsten Punkte seines Grundstückes in eine Villa, deren Geschmack heute vor Gott und den Menschen nur schwer zu rechtfertigen ist, damals aber freilich für großartig galt. Es war nämlich ein burgähnliches Gebäude mit einem zinnengekrönten Turm, gothischen Fenstern, Schießcharten und dergleichen wehrhaftem Zeug, aber schön gelegen. Vom Turmgemach trat man auf eine Terrasse, die weithin nach allen Himmelsrichtungen Aussicht bot. Im Innern des Hauses stellte er Altertümer, die er während des Aufenthaltes in Deutschland gesammelt hatte, mit vieler Liebe und Ordnung wohnlich zusammen. Da gab es reichgeschnitzte Truhen und Schränke aus oberfränkischen Städtchen, Lüren und Rachelöfen aus norddeutscher Bürgerzeit des sechzehnten Jahrhunderts, Gläser mit kunstvollen Schliffen und Farben und mit geätzten Figuren standen auf den Sims, buntes Steinzeug, Zinn- und Silbergeschirr aller Art dazu. Dazwischen waren allenthalben studentische Embleme verteilt: Burschenschaftswappen, Schläger, Fäustlinge, Rapiere usw. Denn eigentlich war und blieb Herr

Obwegger inmitten seiner vielfältigen Herrlichkeiten mit Willen ein „bemoostes Haupt“. Aus einer wohlbegüterten pfälzischen Patrizierfamilie stammend, hatte er als junger Mensch eine ganze Reihe deutscher Universitäten besucht, hier wollte er ein wenig von Botanik, dort von Zoologie oder von philosophischer Spekulation vernehmen, er brauchte weder mit seiner Zeit zu geizen, noch sich mit Prüfungen zu beschweren, da er Geld genug besaß, um als freier Student sich bei der Freiheit aufzuhalten. Gleichwohl blieb er den Naturwissenschaften treu, legte Herbarien und Käfersammlungen an und zog mit diesen Spezialitäten von Heidelberg nach Jena, von da nach Bonn und gar bis Greifswald. Aber dabei lebte er die Studentenherrlichkeit aus und durch, nach seinen Begriffen das einzige Jugendziel eines wohlbeschaffenen Deutschen. An jeder Universität gehörte er der jeweiligen Bruders-Burschenschaft der vorigen an, zechte, klopfte Skat, sang, focht, trieb den üblichen Straßenunfug und schwamm noch als beleibter und bemooster Karpfen im schäumenden Wasser dieser Jünglingsfreuden. Da er aber im Grunde seines Wesens ein schwärmerischer und strebsamer Mensch war, dem es letzten Endes nur an der Kraft einer entscheidenden Begabung fehlte, um irgendein

Ganzes aus sich herauszustellen und ihm nachzuleben, ließ er seine innere Wirrnis in die edle Ordnung der Musik ausströmen, nahm, wenn er sich selber zu bunt wurde, sein Cello zwischen die Beine und begann ein sinnvolles Zwiegespräch der Töne. Diese Musik war es auch, die ihn, als er in die vierziger Jahre kam, wo man denn doch nicht gut mehr, ohne sich lächerlich zu machen, den studentischen Tausendsassa spielen darf, sanft an der Hand, oder an seinem unsichtbaren Zopfe ergriff und in ein stilleres Sichbescheiden führte. Er suchte zwei oder drei ständige Mitspieler, um sich als gesetzter Mensch bei einer soliden Kammermusik niederzulassen. Dieses sachte Schwergewicht drückte sich auch in dem Wunsche aus, endlich irgendwo einen, wenn auch sorglosen Beruf zu haben und brachte ihn nach Wien. Hier betrieben Anverwandte ein bedeutendes Naturaliengeschäft, das Schulen und Museen mit Mineralien, ausgestopften Tieren, Skeletten, physikalischen Apparaten, zugehörigen Atlanten, Tafeln, Bildern und Sammlungen aller Art versorgte. In dieser Firma verstarb einer der Miteigentümer, und für Herrn Obweger ergab sich eine passende Gelegenheit, als Teilnehmer einzutreten, sein Vermögen nutzbringend in der Handlung anzulegen,

und weil diese, längst eingeführt, sich fast von selber weiterbetrieb, ohne große Mühe, gleichsam zum Vergnügen eine oder zwei Stunden in den schön ausgestatteten Räumen sich aufzuhalten, bei einer guten Zigarre über diese und jene Neuanschaffung zu reden, gelegentlich eine kleine Einkaufsreise hierhin oder dorthin zu machen, also bei geringer Anstrengung das Wohlgefühl redlicher Arbeit und danach den Lohn verdienter Muße zu genießen.

Diese Hauptsache, die schöne Erholung, gestaltete er als reicher Mann und als Liebhaber von Naturwissenschaft, Altertümern und Musik in seiner Burg mit allem Behagen aus. Im Keller hatte er die edelsten Rheinweinsorten in spinnwebüberzogenen Flaschen für mehr als seine vermutliche Lebensdauer aufgehäuft, denn er gehörte als besonnener Zecher nicht zu den Säufern, sondern zu den Langsam- und Guttrinkern, die einen überlegten Schluck haben. In den Gemächern — man muß schon für seinen Hausgeschmack diesen pomphaften Ausdruck gebrauchen — ordnete und mehrte er unablässig seine Schätze, und versammelte am Sonntag etliche gleichgesinnte Genossen zu einer Kammermusik, der die Familie seines Kompagnons, namens Lachnit und die eines Nach-

barn, eines großen Modeartikelhändlers Seyffert als Zuhörerschaft bewohnte. Dieser Seyffert war mit Kindern gesegnet, die wieder den und jenen Kameraden mitbrachten, und es fand sich darunter ein Schüler, der den schönen Tonstücken aus einer dunkeln Ecke des Turmzimmers mit besonderer Leidenschaft lauschte, denn in ihm antwortete eine eigene, noch unsichere, aber sehnsuchtsvolle Stimme dem Rufe der fremden Musik. Dieses Häuflein Jugend mußte sich jedoch ganz still und unbemerktbar im Hintergrunde halten, da die vier Spieler keinerlei Ablenkung duldeten, wie sich denn nach beendetem Konzert die Buben schleunigst verzogen, während sich die Großen bei einem anständigen Abendessen mit Wein zu nachfolgendem, langandauerndem Kartenspiele stärkten. Einmal im Sommer gab es eine besondere Feier. Die Seyffert-Knaben spielten gerade mit dem jungen Heinrich Kieck im Garten und frech, wie sie als Wiener Kinder eben waren, verspotteten sie einen bejahrten, korpulenten Herrn, der mühsam an der Seite eines jungen blonden Mannes den Berg zu Obwegers Burg hinanwackelte. Graue, schlichte Locken, ein breiter Bart und eine bequeme flatternde Halsbinde machten ihn als Künstler, seine schwierige

Gangart, die ihn wie eine kurze Walze hinanzschob, freilich nur für unwissende Zungen als komische Figur kenntlich. Die Burschen schlichen ihm ins Turmzimmer nach. Hier wurde der Gast auf besondere Weise geehrt, die er sich mit mürrischer Einsilbigkeit gefallen ließ. Er saß auf einem hochlehnigen Eichenstuhl, bekam ein Tischchen mit Zigarren und außerordentlichem Wein vor sich hingestellt und genoß brummend das Seine. Herr Obweger, der heute unbeschäftigt blieb, bat endlich um Erlaubnis, beginnen zu dürfen. „Wenn's sein muß“, meinte der Fremde. Sein blonder Begleiter zog aus einem Futteral ein silbernes Horn hervor und begann es äußerst liebevoll zu reinigen und zum Tongefechte klar zu machen, auch der Biolaspieler probierte sein Instrument und ein Dritter setzte sich an den Flügel.

Dann tönte eine strenge, hohe, zu unermesslichem Schwung und überirdischem Jubel gesteigerte, doch in jedem Augenblick in sich gefaßte Musik, ein stolzes, der eigenen Gottheit bewußtes, seiner körperlichen Niedrigkeit entlastetes, in laute Löne gelöstes Menschentum brauste durch die Bogen seiner eigenen Meere, zog in die Höhen seines selbstgeschaffenen Himmels. Das silberne Horn sang aus Wolken über der Wundererde.

Und in der Ecke lauschte ein atemloser, benommener Knabe, Heinrich Kieck, diesem Trio. Der verzehrte Gast soll dann beim Kartenspielen ganz behaglich aufgetaut sein und manchen Witß auf trockene Art vorgebracht und erwidert haben. Aber da waren die Jungen von der Hausgenossin Herrn Obwegers, der strengen Betti, längst hinausgesagt worden. Erst viele Jahre nachher wußte Kieck, daß der mühsam thronende Mann, der damals die Musik über sich hatte ergehen lassen, Johannes Brahms gewesen war und recht als Schutzheiliger in diesem Zimmer gedampft, gebrummt, getrunken und geschwiegen hatte. Aber das Bild dieses Abends, der jubelnden, heiteren Größe und strengen Liebenswürdigkeit des Horntrios zeichnete sich mit den unauslöschlichen Zügen der Jugenderinnerung dem lauschenden Knaben ins Gedächtnis und half sein Schicksal mitbestimmen. Zu anderen Zeiten gab es andere Feste in der Burg, da wurde eine Fahne auf dem Mast hochgezogen: die Vertretung der Burschenschaft, welcher Obweger als alter Herr angehörte, war zu irgendeiner studentischen Feier nach Wien gekommen und fand hier großartige Gastfreundschaft. Tage lang wurde gekocht und das Gekochte aufgezehrt, gezecht und gesungen. Und gröbere Stimmen

ließen eine gröbere Musik von Studentenliedern über das grüne Rund hinlärmen.

So waren manche Jahre vergangen, die Seysfert-Buben befanden sich schon in jenen kritischen Flegeljahren, die nach Weiberröcken schnuppern und in halb ehrfürchtige, halb unverschämte Abenteuer schlüpfen, der Heinrich Kieck stand schon vor dem Thor der Matura und der Musik und flehte hier um Ausgang, dort um Einlaß.

Herr Obweger hatte als ruhiger Mann mit den Frauenzimmern, wie es scheint, nur recht bescheidene, regelmäßige und keinesfalls sinnstörende Erlebnisse gehabt, die zuletzt in den flachen Grund einer behaglichen Gemeinschaft mit einer fürsorglichen Wirtschafterin, mit jener Betti, als in einem ruhigen Hafen verankert wurden. Was die, einem deutschen Idealisten unentbehrliche Schwärmerei angeht, so fand auch sie ihren Gegenstand in der Rätin Koppacher, der Gattin eines früh verstorbenen Freundes, der als pensionierter Magistratsrat, Obmann des Verschönerungsvereins und Dichter, einer örtlich begrenzten Weidlingauer Berühmtheit genoß. Seine Frau, ehemals eine gefeierte Sängerin von großer Schönheit, wurde von Obweger mit taktvoller Anbetung verehrt. Und als der Rat das Zeitliche segnete, ohne mehr

als einen Band Gedichte mit dem Titel: „Heroi-
den“, eine schöne Sammlung von Alt-Wiener Bil-
dern, Porzellan und Medaillons zu hinterlassen,
beeilte sich Obweger, der teuren Witwe an dem
unteren Ende des Grundstückes nahe der ersten
Villa ein eigenes Gartenhäuschen zu bauen, wo-
rin sie mit ihren Schätzen, ihrer Pension und
ihren Erinnerungen zeitlebens bleiben sollte. Viel-
leicht war dieses Ereignis auch der Grund, daß
er sich seinerzeit höher oben seine Burg errichtete,
um der geschätzten Rätin nicht etwa in der unte-
ren Villa allzunah zu bleiben, ihrem guten Rufe
keinen Schaden zu tun und der edeln Frau doch
weiter seine Ehrfurcht und stille Neigung aus
angemessener Entfernung bezeugen zu dürfen.

Obwegers himmlische und irdische Liebe, die
Rätin Koppacher und die Wirtschafterin Bettina
walteten einträchtig nebeneinander und umgaben
ihn mit der erforderlichen weiblichen Zier, dazu
kam als Hüter ein getreuer schwarzer Spitz, na-
mens „Azzo“, die zwei Villen und das Garten-
häuschen in ihrer Mitte, die wohlgediehenen An-
lagen mit Rosen, blühendem Gebüsch, Obstbäu-
men und dunkeln Fichten, der solide Weinkeller,
die gepflegten Sammlungen, das sichere reiche
Einkommen, die Musik — alles hielt sich in bestem
St. 2

Stande, und Herrn Obweger wäre es schwer gefallen, zu sagen, was ihm zum vollkommenen Dasein fehlte, es sei denn der Sturm und das Unheil.

Da starb eines Tages, plötzlich, seine getreue Betti und ließ den sonst so sicheren Mann verwirrt, ratlos zurück. Er vermifste seine Ordnung, die Dienstboten konnten das schwierige Vielerlei seiner Räume nicht ordentlich wahrnehmen, die Küche geriet fragwürdig, die Erinnerung an die Verblichene, der Schrecken ihres so unvermuteten Todes machte Obweger selbst ängstlich, er fühlte sich mit einem Schlage aus dem Gleichgewicht gebracht, die Landschaft im Spätherbst wehte ihn mit den Schauern und Stürmen der Vergänglichkeit an, die Frau Käthe Koppacher klagte über eine böse Neuralgie, welche ihr noch immer edles Gesicht arg verzog, die ganze Welt wurde ihm zu einem Spiegel, der ihm anstatt ein sorgloses, freundliches eigenes Gesicht wie sonst, ein kummervolles und gealtertes zeigte.

Aber noch fühlte er sich kräftig, in den besten Jahren, ohne besondere Krankheit, und wollte sich dem Unheil nicht unterwerfen, sondern ihm rasch davongehen. Er packte daher seine Siebensachen zusammen und fuhr nach Italien. Ein Jahr im

Süden, inmitten der traditionellen Herrlichkeiten brachte dieses ideale Herz in neuen Schwung, bräunte Herrn Obwegers Wangen, färbte das Blut in seinen Adern auf, und mit frischem Mut gedachte er in seine alte, vertraute Landschaft zurückzukehren. Er reiste über die Schweiz. Da ereilte ihn sein Schicksal an der Grenze. Er hatte lange warten müssen, bis er dem freien Wehen der Welt und des Gefühls begegnete. Wo war er geblieben? Wo kam er hin?

Auf dem Perron der Übergangstation Buchs stand eine rothaarige, schlanke Person in rechter Verlegenheit. Das war Lora. Sie stand mit einer Handtasche und hatte ein bekümmertes Gesicht und wartete auf den Zug nach Zürich, während er auf den Arlbergzug wartete.

Er sah sie an und sie gefiel ihm wohl, denn auch diese lieblichste Kunst- und Naturgattung: ein schönes Frauenzimmer, gehörte zu den Gegenständen seiner geziemenden Betrachtung.

Sie hatte die zarte Haut der Rothaarigen und große graue Augen, sie trug in einem weiten, lichtgelben, wolligen Mantel, in dem ihre magere Gestalt zu bebem schien, obgleich es nicht gar zu kalt war, als an einem Frühherbsttage. Die Augen sahen vor sich hin und wie ins Unbestimmte.

Sie trat von einem Bein aufs andere und stellte die Reisetasche auf den Boden, um sich unruhig ins Haar zu fahren und dann mit der Hand eine traurige kleine Gebärde wie eine Frage zu tun, die niemand beantworten konnte.

So bot sie ein überaus reizendes Bild vollkommener Ratlosigkeit, der auf jede Weise zu helfen sich als nächste Notwendigkeit darstellte.

Als Obweger sie ansprach, erschrak sie und starrte ihn an. Ihr Mund war zu groß für dieses schmale Gesicht, aber darum hatte er viel zu sagen, obgleich und weil er stumm blieb.

Erst als er seine Frage wiederholte, wohin sie denn wolle, antwortete sie: „Ach, das weiß ich nicht.“

„Aber Sie haben doch wohl eine Fahrkarte!“

„Ja, nach Zürich.“

„Was suchen Sie denn dort?“

„Ich habe dort studieren wollen.“

„Und jetzt!“

„Ich habe keine Lust mehr.“

„Was möchten Sie denn?“

Die junge Dame antwortete wiederum höchst unbestimmt, während sich bei jeder neuen Frage ihre grauen Augen mehr mit Tränen füllten, denen sie durch ein immer verlegeneres Lächeln ihres gro-

fen Mundes beizukommen suchte. So wehte das Gespräch hin und her. Obweger hätte sonst wohl gefürchtet, lästig zu fallen und das Fräulein durch seine Fragen zu verwirren, aber hier sah er, daß sie jemand brauchte, der sich ihrer annahm, denn sie war so allein und in der weiten Welt verloren, wie ein Wassertropfen, der zittert, ehe er ins Bodenlose fällt.

Und er wieder schien ihr vertrauenswürdig, als gesetzter, treuherziger, erfahrener Mann.

Schließlich einigten sie sich, daß Lora ja auch nach Wien studieren fahren könne, zumal der Arlbergzug früher ankam als der Züricher. Herr Obweger besorgte ihr das Billett, und als sie die Röcke raffte und zierlich in das Coupé einstieg, zog eine leichte Röte über die schmalen Wangen der jungen Person, die grauen Augen lachten, freilich nur einen Augenblick lang und der große Mund verzog sich spöttisch, als verhöhnte sie sich oder den ehrbaren Abenteuerer Obweger. Allmählich geriet diese holde Unordnung wieder in das zuversichtliche Gleichgewicht ihrer Jugend und indes sie aus der Handtasche eine Schachtel mit „langues de chat“ zog und langsam die schmalen Schokoladenstückchen zu verspeisen begann, erzählte sie ohne besondere Bedenken dem freundlichen

Gegenüber, was ihm zu wissen nötig sein mochte, über ihren Kummer lachend, über ihre Fröhlichkeit die Stirne runzelnd, während Obweger ihre Worte und ihren Anblick, ihr ganzes bewegtes und leise rauschendes Ruhen, Treiben, Wagen und Sichschämen seinerseits wie eine unverhoffte, kostbare Süßigkeit genoß.

II

In den Nachbarvillen erhob sich ein beträchtliches Raunen und Reden über Obwegers unversehene Heirat und die jungen Burschen schnupperten: „Der Alte hat eine wunderschöne Person, kann man sie nicht sehen? wo steckt sie? wie kommt man zu ihr? geht sie nicht aus? spielt sie nicht Tennis? fährt sie nicht Rad? sperrt sie der Kerl etwa ein?“

Dagegen bekam jeder, der es hören wollte, von Frau Lachnit einen umständlichen Bericht über Obwegers Narrheit und über diese hergelaufene Person, die ihn gefangen hatte. Die Frau Lachnit, Gattin und Herrscherin von Obwegers Kompagnon saß nämlich, in ein glänzendes schwarzes Seidenkleid eingefchnürt, mit überquellender Schwammigkeit schmuckbehängt und so buntbe-

malt, daß ihre Wangen einem feuerficheren Email glichen, aus welchem ihre grünlichen Augen furchtbar hervorglänzten, in Obwegers unterer Villa und blickte grimmig auf die Höhe seiner Unnahbarkeit in der oberen Burg. Sie hatte seinen Besitz, sein Vermögen und zumindest seinen Geschäftsanteil als rechtmäßige Hoffnung ihrer eigenen Familie angesehen und war nun durch die unerwartete Heirat schwer gereizt. Gleichwohl verkehrte sie als die einzige von allen bisherigen Bekannten mit dem Paare, ließ der jungen Frau ihren verwandtschaftlichen Rat und ihre gönnerisch überlegene Unterhaltung angedeihen und spann ein giftiges Netz um sie wie eine lauernde Spinne und überwachte sie unausgesetzt mit ihren grünlichen Augen. Im übrigen ward es still auf der Burg, es gab keine Kammermusik, keine Studenten, keine geselligen Kartenspielen, keine Burtschen als Publikum mehr. Die junge Herrin zeigte sich nirgends, wo die lauernden und schnuppernden Leute etwa herumstrichen; ein gewisser Arnold Krehan behauptete freilich, er habe sie gesehen und sie ihn ganz munter angeschaut, aber im allgemeinen blieb sie ein Geheimnis und eine sagenhafte Gestalt, deren Anmut und schöne Kleider, deren Gang und Züge nur aus verschleierter

Ferne auftauchten, um schleunigst wieder im Versteck der Burg zu verschwinden. Es hieß nur, sie interessiere sich als gewesene Studentin für Naturwissenschaften, und der Mann beschäftige sie mit seinen Sammlungen und betreibe mit ihr die lang vernachlässigten naturwissenschaftlichen Arbeiten seiner Jugend, so daß sie vor lauter Mikroskopieren, Botanik und Biologie keine kleinste Gelegenheit habe, aus eigenem zu ihrem Dasein etwas Angenehmeres beizutragen. Nicht einmal Einkäufe und Toilettengeschäfte könne sie bei ihrem Reichthum großzügiger erledigen, denn ihr sei nur ein knappes Taschengeld zugewiesen; Herr Obweger habe die äußerste Pünktlichkeit zum Schutz und Inhalt seines Ehelebens gemacht. Niemals dürfe sie sich verspäten, nirgends verkehren als bei Lachnit und alle ihre Stadtwege seien genau berechnet, vorhergesehen und wohlbeobachtet. So weide sie wie eine angepflochte Ziege an einem sehr kurzen Strick in einem sehr engen Umkreis. Aber nichts verlautete davon, daß sie sich dieser Gefangenschaft etwa erwehrt hätte, vielmehr brachten gerade ihre freundliche Ergebung und ihr heiterer Gleichmut die böse Spinne zu immer neuen lästernden Verdächtigungen; Lora sei eben eine Scheinheilige, die nur auf Obwegers Tod

spekuliere, um sich dann in ihrer ganzen Figur zu zeigen — die Burschen wünschten freilich nichts anderes als diesen Anblick. Von einer solchen hergelaufenen Person sei nur das Allergemeinste zu erwarten, sie habe es in Berlin ganz unglaublich getrieben, bis sie habe davongehen müssen, als ein unmögliches Geschöpf, und dergleichen Legenden mehr, an denen Madame Lachnit ihre Wut stärkte.

Aber es ist einmal so, das Alter muß es teuer bezahlen, wenn es sich zum letztenmal an die Jugend hält. Herr Obweger konnte wohl die rote Herrlichkeit seiner Geliebten mit vielen Vorsichtsmaßregeln an seine Burg fesseln, aber er mußte ihr zu viel von seinem bejahrten Selbst hergeben, mehr, als er hatte, und die Unruhe, Eifersucht, das verspätete, ungemessene Verlangen seines Alters trieb sein Herz zu einer Bewegung und einem Uberschwang, der es verzehrte und vor der Zeit den Dienst weigern ließ. Er mußte wohl nichts davon, während er seine junge Frau hütete, daß er mit ihr die schöne Lebensgefahr und einen blühenden Alp auf seiner alten Brust festhielt.

Da begannen eines Tages arge Beschwerden ihn zu verfolgen, der stattliche, beleibte Mann wälzte sich, eine mächtige, drohende Masse, auf seinem

Lager und stöhnte. Lora sollte ihn pflegen. Da gab es keine spöttischen und höflichen Zwiegespräche, sondern nur das strenge, kurzatmige Verlangen eines Kranken nach allerhand peinlichen Handreichungen. Das Siechtum macht schamlos, der nahe Tod atmet böse Luft. Nur Obwegers Strenge und Loras sogenannte gute Erziehung, die sie gefügig gemacht hatte, hielten sie in diesem verfinsterten Raume bei den Arzneien, bei dem übeln Geruch dieses Todeskampfes zurück und die furchtbaren Blicke des Sterbenden, die ihr zu drohen schienen, er werde sie an einem unsichtbaren Stricke nach sich ziehen, wohin er jetzt auch gehen müsse. Schließlich bekam er Morphium gegen den letzten Ansturm seiner Schmerzen, da schief er stöhnend. Sie saß am Fuß des Bettes und zitterte und wartete darauf, daß seine Atemzüge schwächer würden. Aber er konnte plötzlich lauter aufröcheln, als sei er wiederum zur alten Nacht erweckt, sich erheben, furchtbar um sich schauen, sie suchen. Da schien es ihr in der Nacht, er sei schon tot, denn sein Atem war verstummt, sie entsetzte sich, mit dem Leichnam in der Gruft dieses Zimmers eingesperrt zu bleiben und lief davon, sie schlug die Lüre zu und rannte in den Oberstock hinauf. Dieser Lärm aber hatte

Obweger aufgeweckt und nun schrie er gewaltig mit einem Laut, wie ihn nur das wilde Tier Mensch im Sterben hat, und dieser Schrei drang Lora nach, aber er bezwang sie nicht mehr. Sie blieb oben. Eine ganze Nacht lang schrie der Sterbende und sie hörte ihn, aber sie kam nicht mehr zu ihm, sitzend schlief sie oben ein und erwachte am Morgen, da schwieg das Haus. Endlich brachte sie es über sich, in das Zimmer hinab zu schleichen, sie öffnete den Fensterladen und sah ihren Mann nun tot daliegen, mit offener Kinnlade und furchtbaren Augen. Der Arzt mußte sie ihm zudrücken. Lora schloß sich oben ein. Frau Lachnit wurde geholt und traf die nächsten Anordnungen, als sei sie, nicht die junge Frau, Herrin dieses Hauses. Lora schauerte ohne Tränen und ließ alles geschehen, sie wollte nichts sehen, noch weniger bestimmen. Sie fuhr in die Stadt und bestellte Trauerkleider. Beim Begräbniß nahm sie teil und schritt als erste, schlank und vornehm in schwarzer Tracht, aber allein, ohne Verwandte und ohne Freund nach dem Sarge, während die übrigen, die Familien Lachnit und Seyffert und viele Leute aus dem Ort und aus der Stadt, die den Verstorbenen gekannt hatten, zuletzt die Jugend von Weidlingau, folgten und

die schöne Frau anschauten, welche mit gequältem Gesicht die letzte Zeremonie erduldet, die sie von diesem Gatten löste. Die Burschen flüsterten, als sie an ihnen vorbeikam. Nun sah man sie endlich. Die Schar verzog sich dann. Als letzter blieb Azzo der Hund vor dem Grab und heulte. Lora ver-
reiste. —

III

Nach drei Monaten kehrte Lora zurück mit einer sogenannten Gesellschafterin oder Freundin oder Ehrendame, einer gewissen Marie, die sie aus ihrer norddeutschen Heimat hierhergebracht hatte, um nicht ganz allein in der Burg hausen zu müssen. Wie frei sie nun auch in einer gefällsamen Halbtrauer, mit vielem Violett, das zu ihrem roten Haare paßte und mit einer zart gedämpften Heiterkeit im Grünen einherging, war sie doch mit einem dünnen, aber unzerreißbaren Faden an diese Gegend, als an eine notwendige andere Heimat gebunden. Herr Obweger hatte nämlich ein merkwürdiges Testament hinterlassen, welches ebensogut seiner Fürsorge um dieses schwache Geschöpf, als der Eifersucht zuzuschreiben sein konnte, die Lora noch über seinen Tod hinaus von ihm

abhängig halten wollte. Sie bekam gar kein Barvermögen, sondern nur den Nutzgenuß des beträchtlichen Kapitals und die drei Willen; in der mittleren sollte übrigens laut testamentarischer Verfügung die Frau Rätin Koppacher zeitlebens unentgeltlich wohnen. Nach Loras Tode fiel das ganze Vermögen entfernteren Anverwandten Obwegers anheim. Derart hatte Lora ein immerhin ansehnliches Jahreseinkommen von etwa sechs bis siebentausend Gulden, womit sich zwar angenehm, aber doch nicht allzufrei leben ließ. Obweger mochte es gut mit ihr gemeint haben, sie sollte vor der naheliegenden Gefahr der Verschwendung und darauffolgenden Not geschützt, ein ohne Übermut heiteres, bescheiden gefaßtes Leben führen, das einem Manne von der Art und dem Alter des Testators, aber doch wohl nicht immer einer jungen Dame wie Lora entsprechen konnte. So hauste sie nun wieder in der Burg. Sie erschien aber jetzt auf dem Tennisplatze im Wiesengrunde des Wientales, in Begleitung der Marie und der Madame Lachnit, und die neugierigen jungen Leute begegneten ihr da und dort, denn sie ging in schönen Sommerkleidern, ein weißes Seidentuch um die schmalen Schultern und mit einem freundlichen Lächeln

über die Feldwege und längs der Tiergartenmauer spazieren, oder man sah sie auf der Terrasse der Burg auf einem Liegestuhle hingestreckt, ein Buch lesen, oder, die Arme unter dem Kopf verschränkt, in den blauen Himmel schauen, oder — und das war der hübscheste Anblick — in einem weiten Frisiermantel sitzen, vornübergebeugt, von ihrem mächtigen roten sonnbeglänzten Haare ganz bedeckt, das sie nach dem Bade im Freien trocknete.

Aber noch immer hielt eine unsichtbare Scheidewand die Zuschauer und Jünglinge von jeder Annäherung an dieses wohlgefällige Wunder ab, sei es eine eigentümliche Scheu des bei aller Jugend doch schon viel geprüften Wesens, sei es dessen anerzogener Gehorsam gegen gesellschaftliche Gebote, sei es schließlich der Lachnit unerbittliche Wachsamkeit. Denn obschon diese jetzt weder Grund noch Anrecht besaß, Lora irgendwie zu beschränken und ihre Tugend zu hüten, widmete sie sich als Spinne dieser naturgegebenen Bestrebung mit innigstem Eifer. Nichts liegt einem alten bösen Weibe mehr am Herzen, als daß eine junge Schönheit nicht zu ihrem verdienten Genuße komme. Lora ließ sich solche eigentümliche Vormundschaft gefallen, aus Trägheit, aus Furcht, dem sowohl haßerfüllten, als heuchlerischen,

strengen Blick dieser giftigen Augen wehrlos unterworfen, aus Berechnung, um den guten Ruf zu bewahren, aus Schwäche, aus Hundert und einem Grunde. So saß sie entweder auf ihrer Terrasse oder in der unteren Villa mit Frau Lachnit, mit ihr ging sie spazieren und an Regentagen strickte sie in Gesellschaft einer ganzen Anzahl frommer Weiber Wolljacken und warmes Unterzeug für die Negerkinder von Deutsch-Südostafrika. Das ist keine Erfindung: Es gibt wirklich heute anno 1912 noch Frauenzimmer, welche beisammensitzen und wollenes Unterzeug für Negerkinder anfertigen. Es gibt noch Missionsarbeiten und -arbeiterinnen dieser Art und in Weidlingau waren sie unter dem Vorsitz der Lachnit sehr tätig dabei, lauter bejahrte Bürgerinnen ohne jeden Reiz, ohne Unterhaltlichkeit, aber von frommer Kraft. Und unter ihnen Lora mit ihrem sündhaften roten Haar und ihrer unverschämten glatten Haut und ihrem verderblichen Lächeln, ein Wunder der Sitte und menschlichen Zucht! Noch etwas machte diese gefährliche Person so sonderbar gefügig. Sie stammte nämlich aus dem strengsten, frömmsten Protestantenwinkel von Ostpreußen und hatte den Ladestock dieser Wortgläubigkeit und Glaubenswörtlichkeit im Rücken. Dar-

um fand sie hier in Wien in den versammelten Glaubensgenossen, voran in der alten Lachnit, ihre nächste, doch wieder natürliche Gemeinschaft und den einzigen Verkehr. Die Protestanten bilden hier im Lande, gering an Zahl, den seinerzeit so dringlichen Glaubenskämpfen entrückt, eigentlich einen Geselligkeitsverein, der auch, abgesehen von den religiösen Festen, in der Welt zusammenhält. Die Familien kennen einander, und da sie ihre erprobte Minorität auch für ein Zeichen und Bürgschaft besonderer Bornehmheit halten, die von der katholischen Masse sich durch höhere Einsicht und Würde abhebt, schließen sie sich von den übrigen zuweilen hochmütig ab und genießen ihre Isolierung. Ein solcher Kreis von Protestanten, unter der Firma der frommen Mission vereinigt, saß denn auch an Frau Lachnits rundem Tisch und Lora, still begnügt, sittlich gefaßt, mit leise vornübergeneigtem Kopf stricknadelklappernd über der ihr zugewiesenen Portion Wolle.

Wir sind im Herbst, oben weht der feuchte Westwind, die Baumbblätter jagen unter einem trüben Himmel vorbei, es dunkelt früh, die Sommerparteien rüsten sich zur Übersiedlung in die Stadt, in den altertümlichen Zimmern der Burg hallen Lüren und Fenster und schüttern unter den Sturm-

stößen und die Räume scheinen unwohnlich, modrig, vereinsamt, da die Sonne sie nur mehr selten erleuchtet. Lora und ihre Gesellschafterin wissen schon gar nichts mehr mit ihrer Zeit anzufangen, die neuen Romane werden langweilig, es lohnt nicht, sich um die Küche zu kümmern, eine Fahrt in die Stadt ist bei den kotigen Wegen, die man bis zur Bahn durchwandern muß, schon im vorhinein verleidet, Spaziergänge verbieten sich durch die scharfe Kälte und den atemraubenden Wind. Man ist wahrlich wie in einen Sarg verzaubert. Lora seufzt, sie könnte freilich wegfahren, aber ganz allein in der Welt herumkutschieren ist für eine junge Person wie sie auch nicht eben vorteilhaft, und wer bürgte dafür, daß ihr nicht etwa noch ein solches Abenteuer zustieße, wie damals in Buchs. Das könnte ihr gerade fehlen. Im Garten unten heult Azzo, der Hund, wie eine lebendige Mahnung an den verstorbenen Obweger. Seit dessen Tode heulte er tage- und nächtelang; schweigt draußen es, dann ist Azzo gewiß zum Friedhof gerannt, um am Grabe zu winseln und gleich wieder im Sturmwind hinaufzuspitzen und im Garten von neuem seine Klage zu beginnen.

Zum letzten Male in diesem Jahre vereinigte
St. 3

eine Nachmittagsstunde in der unteren Villa bei Frau Lachnit die protestantische Damengesellschaft zur gewohnten Negerkinder-Unterwäscheversorgung. Auch diese Wohnung hatte im Herbstelend das trübseeligste Ansehen, die Koffer waren gepackt, die Vorhänge abgenommen, selbst das Service fehlte, nicht einmal Kaffee und Kuchen gab es, und die alte Spinne schien gereizter und bissiger als je. Lora seufzte, denn nun würde sie selbst auf die gewohnten kleinen Nadelschläge der Lachnitschen Bosheit verzichten müssen, die doch auch eine Art Zerstreuung boten, indem Lora immer von irgendeiner unvorhersehbaren peinlichen Gemeinheit überrascht, sich fragte, was die Spinne wieder für eine neue Lücke aushecken würde. Sie erriet es aber nie und wurde stets an unerwarteter Stelle getroffen, so bekam Lora unablässig neuen Grund, die große, unerschöpfliche Phantasie der Bosheit leidend zu bewundern. Und da sie von dieser unermüdlichen Gehässigkeit ja doch eigentlich unabhängig war, hatte sie eine Art Spaß dabei.

Heute wurde vom Umzug sämtlicher versammelter Damen und von den nächsten Sorgen der Stadt gesprochen. Da klagte Lora, wie sie sich nun doppelt einsam fühle und davor fürchte, mit

ihrer Gesellschafterin den Winter ganz allein in ihrer Burg zu verbringen. Auf die Replik der Lachnit, daß es der Lora an Herrenbesuchen nicht fehlen müsse, erwiderte sie lachend: Um Herrenbesuche sei es ihr vorderhand nicht zu tun, aber ein Mannsbild möchte sie schließlich doch da oben in der Burg haben zum Schutz gegen Einbrecher und Bagabunden, da vier Frauenzimmer, sie und Marie und zwei Mägde im Hause sich keines Überfalls erwehren könnten. Frau Lachnit runzelte die Stirne, denn feig war sie ja auch. Die übrigen bestätigten gern die Unsicherheit dieser hochgelegenen einsamen Willen, erzählten allerhand selbstbeobachtete oder durch Berichte von Bekannten verbürgte Räubergeschichten.

Nun ergab sich eine ernste Beratung, wie man die Burg am angemessensten unter einen sowohl ehrenhaften, moralisch einwandfreien, als zuverlässigen männlichen Schutz stellen könnte. Frau Lachnit hatte einen Einfall. Da war ein ausgezeichneter junger Mann im Orte, ein Schübling der versammelten Glaubensgemeinde, alle Damen kannten ihn, den jungen Arnold Krehan. Wahrlich ein eifriger, strebsamer Mensch; als provisorischer Unterlehrer in Wien angestellt, hatte er bei Lage seinen Dienst in verschiedenen Stadt-

schulen, wo er gerade zur Aushilfe hinbeordert wurde, zugleich aber war er als Student immatrikuliert, denn er strebte nach Höherem. Der war irgendwo im Orte eingemietet. Vielleicht würde er sein Zimmer aufgeben und ein anderes in der Burg beziehen, wenn er es billiger bekäme. Lora lachte, sie nehme den Herrn auch ohne Miete. Unbewohnte Stuben hätte sie genug in der Burg, und da der brave Mensch unterm Tags ohnedies nicht daheim sei, werde er ihr durch seine Gesellschaft doch wohl nicht lästig fallen, aber die Frage sei nur, ob ein solcher armer Teufel die Herren Einbrecher abschrecken könnte. Oh, der Krehan wäre ein Riesenkerl, der nehme es schon mit ausgehungerten Vagabunden auf, wenn es so weit käme. Alle Damen kannten den jungen Menschen. Er war der Sohn eines weiland Organisten der protestantischen Stadtkirche, ein wahrhaft wohlzogener Bursch von verlässlicher Gesinnung. Jede wußte etwas Unangenehmes von ihm zu sagen, wie höflich er sich benahm, wie dienstwillig er war, wie interessiert er sich für die verschiedensten Zweige der menschlichen Tätigkeiten zeigte. Er war musikalisch, er war ein trefflicher Turner, er hatte eine hübsche Stimme, er war ein Kinderfreund, er war der Sohn eines ausgezeichneten Mannes,

er hatte etwas so Ernstes, Zuverlässiges, Bescheidenes in seinem Wesen, er war freundlich und zuvorkommend. Obgleich in bescheidenen Verhältnissen, wußte er sich doch nett zu halten, er war auch verlobt und zwar mit einem hübschen, wenngleich leider armen jungen Mädchen, also ungefährlich für Loras guten Ruf. Sie könnte in der That von Glück sagen, wenn sie ihn zum Mieter bekäme. Lora nickte ernsthaft und beschied sich: Das mußte ein langweiliger tugendhafter Esel sein, der dieser Korona so wohlgefiel, aber wenn er nur mit den Hufen gegen Einbrecher ausschlagen konnte, war er ihr recht. Frau Lachnit erbot sich, mit dem jungen Manne zu verhandeln. Im stillen dachte sie, es wäre wohl gut, der leichtsinnigen Person einen geeigneten Wächter beizugeben, sie würde den Krehan schon dazu bringen, aufzupassen, was Lora in der unbeobachteten Winterzeit treibe und darüber zu berichten.

Schon am nächsten Tage meldete sich Herr Arnold Krehan durch eine Visitenkarte bei Frau Lora an.

Sie saß im Turmzimmer und nahm eine hochmütige, halb gönnerhafte, halb verlegene Miene an, da sie einen bescheidenen, dürftigen Bittsteller erwartete. Aber da trat ein hochgewachsener, ele-

gant gekleideter, sicherer junger Mann ein. Zum Teufel, hatte sie dieses höhnische und fragende, übermütige und sichere Gesicht nicht schon gesehen? Wo immer sie im Sommer spazierte, und zu jeder Tageszeit, war gerade dieser lange Gefelle an ihr vorbeigestelzt und hatte sie angeschaut. Nicht gerade wie einer, der hilfsbedürftig ist, sondern anders.

Jetzt grüßte er wieder. So machte er endlich doch ihre werthe Bekanntschaft. Lora errötete und lächelte. Herr Krehan verbeugte sich weltmännisch. Es ergab sich ein angenehmes Gespräch. Marie, die Gesellschafterin, welche auf gemessene Umgangsformen und strenge Sittlichkeit hielt, wahrte mit Mühe den Abstand. Lora dachte: eigentlich möchte ich einen anderen Mieter haben, aber dann lachte sie ebenso still in sich hinein: die Lachnit hat mir ihn ausgesucht, so nahm sie ihn an. Zwischen den höflichsten Abmachungen und liebenswürdigsten Bemerkungen Krehans und seiner neuen Hausfrau herrschte ein leises ungefragtes Fragen, Abweisen, Bedenken und Verwerfen; lächelnd sprach man von allerhand gebildeten Angelegenheiten, von Sport und von Musik, es erwies sich, daß Herr Krehan auch an den weiland Kammermusikkonzerten des verewigten Obweger noch als

Knabe lauschend teilgenommen hatte; von Büchern und von Weidlingau im allgemeinen und besonderen redete man, vom Herbst und von der Einsamkeit; Loras Meinungen wurden von Herrn Krehan mit einer gewissen Begeisterung geteilt, bestärkt, seine kräftige männliche Stimme ließ ihren leise und zaghaft vorgebrachten Ansichten eine sonore Bestätigung, was immer er auch in aller Sachlichkeit und Höflichkeit vorbrachte, hatte einen wohlτόnenden Beiflang von Huldigung und ritterlicher Bejahung. Man fühlte sich so recht als sinnverwandte Gesellschaft der Jugend. Lora verlor ihre ganze angenommene Würde, Gönnerhaftigkeit und Überlegenheit; denn da Herr Krehan so sicher war, wurde sie unsicher genug. Und sie empfand es einigermaßen peinlich, aber dabei wieder interessant, daß er sich ein paarmal ein lautes, sozusagen vertrauliches Lachen erlaubte, welches die nötige Distanz zwischen ihr als der Dame und ihm, dem Mieter eines möblierten Zimmers, bedenklich verkürzte. Herr Krehan saß auf einem Taburett, seine langen Beine hoch aufgestemmt, schaute sie gerade an mit einem ergeben überlegenen Buldoggesicht, das Spaß machte, aber keinen Spaß verstand, wenn er nicht wollte, und er schien ihr ganz gefährlich als Herr der Situation. Ein

Einbrecher mochte nicht viel anders dreinschauen. Aber daß dieser hier als Schützer und Weltmann lachend dasaß, machte die Lage romantisch und Lora verspürte ein leises spinnendes Behagen daran, wenngleich sich immer wieder der Gedanke regte: ich möchte wohl eigentlich einen andern Mieter.

Nun war alles ausgemacht, am nächsten Tage wollte Herr Krehan einziehen mit seinem Gepäck und einem zuverlässigen Browning-Revolver. Er empfahl sich höflich. Und als er sich mit huldigender Demut verneigte, lächelte er doch auf seine Einbrechermanier, daß Lora nicht wußte, wie sie sich verschanzen sollte. Auch sie lächelte unwillkürlich und errötete dabei, das war natürlich das dümmste, was sie tun konnte, aber das unvermeidlichste. Marie, die Gesellschafterin, äußerte sich begeistert über den Beschützer, er benehme sich tadellos, nun seien sie doch für den Winter wohlgeschützt. Lora nickte nachdenklich. Die Freundin beeilte sich, dem neuen Mieter ein Zimmer im Erdgeschoß wohnlich herzurichten. Sie schleppte allerhand Waffen hin und brachte eine Dekoration von Säbeln, alten eingelegten Gewehren, Fausthandschuhen und Dolchen über dem Bette des Herrn Krehan an.

IV

Sinter den Mauern und Zäunen leuchten gelbglühende Wipfel von Kastanien und Ahornen wie feurige Gefangene dem Glanz des Himmels wehmütig entgegen. Herr Krehan schlendert eben an einem sonnigen Spätoktobertage an der Pfarr- und Wallfahrtskirche von Maria-Brunn vorbei. Er stelzt mit seinen langen, elegant behosten und beschuhten Beinen langsam vorwärts und überlegt, ob er nun wirklich nach Wien ins Kaffeehaus fahren soll, um den Nachmittag sinnreich totzuschlagen, oder was sich etwa hierzulande beginnen lassen könnte. Er kneift seine kurz-sichtigen Augen unter dem Zwicker zusammen und beginnt mit breitem Munde zu lachen, denn er sieht einen guten Bissen Unterhaltung die Hauptstraße hinaufkommen: den Heinrich Rieck, einen von den Spielgesellen aus der Schulzeit. Man hatte sich hübsch ein paar Jahre nicht gesehen.

Nun, Arnold Krehan fühlte sich dem Musikanten da wahrlich überlegen. Wie sah der arm-selig aus, hochaufgeschossen, schier defekt angezogen, aber dafür mit langen Haaren, die ihm in die Stirne fielen. Der Jüngling ging mit gesenktem Haupt, als suchte er auf dem Boden Harmonieen.

„Servus, Heini“, lachte Krehan.

„Servus“, sagte Kieck ganz erstaunt und sah den Arnold freundlich, aber wie aus einer andern Welt an.

„Was machst denn du hier?“

„Wohnung such' ich!“

Es ergab sich, daß Heinrich Kieck, mit dem Fluch seines Vaters beladen, statt in dessen Geschäft einzutreten, sich der Musik widmen und eine Oper komponieren wollte. Der Vater bestimmte ihm notgedrungen eine Monatsrente von dreißig Gulden, damit sollte der Sohn auskommen. Aber dreißig Gulden schienen ihm ein großes Vermögen, wenn man unabhängig von einem Bourgeois-Vater und in ruhiger Einsamkeit sich selber leben durfte. Hätte er nur schon ein Zimmer! Bevor der Alte diese Rente bewilligt hatte, war Heinrich sogar ohne Zuschuß ausgekommen. Arnold Krehan fragte interessiert, bei wem Heinrich die erforderlichen Schulden gemacht hätte. Kieck lächelte freundlich, oh, Schulden gab es darum nicht! Er hätte bei Pera Illitsch gewohnt. Wer war denn das wieder? Ja, man merkte, die Burschen waren lange auseinander gewesen, keiner wußte, wo der andere sich bewegte. Pera Illitsch war doch der serbo-kroatische Bildhauer aus

Dalmatien, der hier an der Akademie studierte. Kannte Krehan nichts von ihm? Einige Plastiken hatten doch Aufsehen gemacht. Krehan runzelte die Stirn, ei, ja, doch, gewiß hatte er den Namen schon gehört, freilich, verrückte Sachen, nicht wahr, aber gewissermaßen genial, der Stein wunderbar zusammengenommen, oder so. Rieck hatte Pera kennen gelernt, sie hatten Freundschaft geschlossen, da durfte er im Atelier wohnen. Und für Brot und Speck reichte das Geld des Pera schon. Und woher nahm Pera den Kredit für Atelier, und Brot und Speck? Wieder war das kein Kredit, sondern eine Monatsrente von fünfzig Gulden, die von Landsleuten des Illitsch aufgebracht wurde, welche an einem Wirtstisch in Spalato allmonatlich eine Sammlung unter sich veranstalteten, damit das junge Genie in Wien arbeiten und studieren könne. Und wenn ein Kroat oder Serbe da unten starb, bekam Pera den dazugehörigen Grabstein in Arbeit. So gab es gerade Geld für Brot und Speck und ein — allerdings ungeheiztes Atelier. Aber für Modelle reichte es nicht. Darum verdiente sich Rieck seinen Anteil an Futter und Quartier, indem er dem Pera saß. Der modellierte seinen Kopf und seine Hände. Jetzt hatte er nachgerade alles verwendet, was

Heinrich an Leiblichkeit zu bieten hatte, zudem nahm die Kälte zu, man fror beträchtlich. Es war im Atelier nicht mehr auszuhalten. Man war genötigt, halbe Tage lang spazieren zu gehen, um sich zu erwärmen. Heinrich mußte nachgerade ein Zimmer suchen, um dem Kroaten nicht länger zur Last zu fallen. Für Brot und Speck reichte es auch hier. Wenn er nur ein Lokal in Weidlingau auftriebe. Alles war so sündig teuer! Arnold Krehan runzelte die Stirne, zwinkerte mit den Augen und hatte einen Einfall, er blickte überlegen als Mäzen. „Ich weiß etwas für dich.“ Kurz schilderte er ihm seine großartige Unterkunft bei der schönen Witwe Obweger. Rieck horchte auf. Der Krehan hauste also dort, wo Johannes Brahms einmal die Stiege hinangewackelt und in einem wunderschönen Turmzimmer bei Wein und Zigarren mit seiner eigenen Musik regaliert worden war. Rieck dachte an das Trio mit dem silbernen Horn, das aus den Wolken über dem Meer der Welt gesungen hatte. Wie war denn die Frau?

O fein! Krehan schmunzelte, als wenn er eine Speise nachgenösse, besser als Brot und Speck. War sie musikalisch? Krehan lachte, davon wisse er nichts, aber jedenfalls sei sie es; die nichts zu tun haben, sind immer musikalisch, und wunder-

schön war sie, edel an Gesinnung und Handlung und an Figur, gefällig, liebenswürdig, gütig, haufe er doch völlig unentgeltlich als Beschützer dort in einem ganz herrlich eingerichteten Zimmer mit Perserteppichen und alten Waffen. Die untere Villa, wo die Lachnit ihr Sommerquartier hatte, stand jetzt ganz frei. Allerdings war das Möblement dürftig, doch gab es einen Ofen, und eine Stube ließ sich gewiß wirklich herrichten. Er wolle mit Lora Obweger sprechen. Er müßte sie schlecht kennen, wenn sie Heinrich nicht gerne dort wohnen lassen würde. Auch ein Klavier gab es, einen alten Kasten zwar, aber soviel Töne Nieck's Komponistengehirn und Finger brauchten, gebe er schon von sich. Nieck schaute freudig erstaunt, das wäre ja ein Glück, aber wie könne er einer wildfremden Dame ins Haus fallen? „Das laß nur mich machen,“ meinte Krehan. „Komm gleich mit, jetzt ist sie zu Hause, ich stelle dich ihr vor.“

Nieck schaute zweifelnd an seiner sehr defekten Figur hinab, er war für einen Antrittsbesuch gerade nicht sehr großartig angezogen. Krehan lächelte überlegen, das bedeute nichts, gerade diese Künstlerromantik würde Lora interessieren, denn — im Vertrauen bemerke er das — sie sei im

Grunde doch ein wunderbarlich verschrobenes Frauenzimmer, heute Weltbabe, morgen eine seufzende Tränenweide und sentimental, man wisse nie, interessiere sie sich mehr für einen neuen Abendmantel mit Pelzbesatz oder für einen Schmachtsroman. Langsam waren sie unter solchen Gesprächen auf die Höhe der Wiesen gekommen, wo man die Tiergartenmauer, die mächtigen, bewaldeten Hügel dahinter und die kleine Ritterburg am Wege wahrte, alles in einem goldenen Spätherbstabendschein voll von jener süß zusammengedrängten, glücklichen Wehmut der Abschiedszeit: Da erwachte in Heinrich Kieck eine schmerzliche Erregung, als sei ihm bedeutet, hier, in dieser Landschaft, sammle sich zum letztenmal seine Jugend, das dämmernde Einst seiner lauschenden Knabentage, das fragwürdige Jetzt seiner unsicheren Hoffnungen in einem kurzen, aber tiefen Glanz und Licht. Vor der Burg stand eine gelbglühende Kastanie, noch toll und voll von leuchtenden Blättern. Also kam er in diese Gegend wieder zurück und durfte vielleicht hierbleiben. Er dachte an seine Oper, an ein Zimmer in der unteren Villa, an Brot und Speck und ein wenig an die Frau, die er kennen lernen sollte. Es war nicht übel, eine schöne Person zu finden, die sich

für Kunst interessierte und etwa für einen Künstler. Wie würde er bestehen?

Lora war zu Hause. Sie saß mit der Gesellschafterin im Turmzimmer bei einer Stickerie. Heinrich kannte jedes Möbel hier, er besann sich genau auf die Schnitzerei der alten Tür, auf die schweren Eichenstühle mit dem gepreßten Leder, auf das dunkle Büfett und wie er vor Zeiten der Kammermusik zugehört, indes der Blick sich durch das Fenster über das weite Thal verloren hatte.

Arnold Krehan präsentierte ihn. Lora lächelte freundlich. „Das ist Musik,“ dachte Kieck, der sich verbeugte; ihr Organ war hoch und klar und gut gestimmt. Die Dame trug ein weites, weißes, faltiges Hauskleid, und wie sie so bequem und doch voll Haltung dasaß, erschien sie dem jungen Mann als eine heitere, doch großartige Komposition eines unfehlbaren Meisters, der mit jedem gelungenen Menschenexemplar die sonstige Fragwürdigkeit der Gattung gleichsam für sich selbst und für die arge Welt behebt. Arnold Krehan vermittelte Kiecks Winterpläne, und zwar so, daß er nicht einmal seinen schließlichen Antrag selbst zu stellen brauchte. Lora begriff leicht, worum es sich handelte. Sie lachte vergnügt. Der Ge-

danke war reizend. Gewiß sollte Rieck unten wohnen. Stand das ganze Haus doch leer. Man würde ihm leicht ein Zimmer herrichten. „Nicht wahr, Marie?“ Die Gesellschafterin nickte förmlich, man würde, wenn es sein müsse. Und da wüchse nun auf einmal eine Künstlerkolonie auf ihrem Grunde. Denn Rieck hätte doch auch seine Freunde, und es gefiele ihr wohl, eine muntere Gesellschaft um sich zu wissen, besonders im Winter, wo es in dieser windigen Landschaft gar so einsam werde. Vor dem Fenster seines Zimmers ständen hohe Lannen, die müßten ihn entzücken. „Überhaupt, Sie scheinen mir ein rechter Schwärmer und ich glaube an Ihre Musik, Sie können hier ungestört arbeiten, ich will Sie nicht belästigen. Den ganzen Tag sollen Sie Ruhe haben, am Abend aber können Sie hier heraufkommen und mir vorspielen, wir trinken unseren Tee und es ist angenehm. Dann schick' ich Sie mit der Laterne wieder hinunter. Wissen Sie übrigens, wie Sie aussehen, Herr Rieck?“

Heinrich schüttelte verlegen den Kopf und meinte, jedenfalls nicht würdig. Lora lachte, so habe sie es nicht gemeint. Nein, er sehe aus wie Bluthaupt, und Bluthaupt wolle sie ihn von nun an nennen. Wer war Bluthaupt? So hieß der

Held eines sentimental Romanes, von dem sie schwärmte, den mußte man gelesen haben, man mußte ihn von rechts: wegen Wort für Wort auswendig kennen, denn dieser Roman war das Evangelium der Jugend und Bluthaupt war Rieck's Zwillingfigur oder poetisches Spiegelbild. Bluthaupt hatte Augen wie feuchte Herbstkastanien, genau solche Augen hätte auch Rieck. Bluthaupt mußte ausgesehen haben wie er, darum sollte Heinrich für sie so heißen und nie mehr anders. Rieck schüttelte gehorsam bejahend den Kopf. Also würde Bluthaupt morgen bei ihr einziehen? Morgen? Heute noch! Aber er hatte ja gar nichts bei sich, seine Wäsche und Kleider befanden sich in einem Koffer bei Pera Illitsch. Das machte nichts. Er würde sie immer noch holen können. Einstweilen wolle man in die untere Villa, das Zimmer besetzen und herrichten. Einen Augenblick Geduld! Damit huschte sie davon, Marie folgte ihr und die beiden jungen Leute warteten, Krehan triumphierend, Rieck verlegen. So rasch hatte er das Quartier nicht erhofft.

Nach einer Viertelstunde kamen die beiden Damen wieder, die Gesellschafterin in ein Wolltuch vernummt, Lora in einem eleganten Pelz, um das rote Haar einen Spitzenschal, Marie war mit

St.

Bettüberzeug, einer Kerze, mit Decken beladen, Lora klapperte mit einem Schlüsselbund. Krehan lachte: Also auf nach Kreta, begann den Hochzeitsmarsch zu pfeifen und gravitatisch voranzustelzen. Lora folgte, hinterdrein Marie und zuletzt Heinrich Kieck, der freudig überrascht dieses Wintermärchen beginnen sah. Im Garten hockte Uzzo, der Hund, der leise zu heulen begann, als er den Zug wahrte. Kieck entsann sich des schönen schwarzen Spizes. „Der ist immer bei uns gewesen,“ sagte er und erzählte kurz von den Kammermusikabenden des Herrn Obweger. Lora runzelte die Stirn: „Ja, als mein Mann lebte, war Uzzo lustig und angenehm, aber seit dem Tod ist er wie ausgewechselt, er frißt nichts, heult die ganze Nacht fürchterlich, daß ich immer entsetzt aufwache, als jammerten Gespenster rundum, bei Tage hockt er da, wenn er nicht zum Grab hinabrennt, sehen Sie, er schaut auch ganz zerzaust aus, man kann ihn nicht pflegen, er läßt sich von niemand berühren. Er droht, wenn man ihm nahe kommt, sonst ist er ganz teilnahmslos und wahrscheinlich krank. Ich muß nächstens doch den Arzt fragen. Ich fürchte mich vor dem Hund.“ Kieck beugte sich zum Tiere nieder. Uzzo sah ihn an mit einem Blicke, wie ein todtrauriger Mensch.

Rehan, Lora und Marie waren vorausgegangen, Rieck konnte sich beim Uzzo nicht länger aufhalten. Es fiel ihm nur ein, Uzzo sei an Obweger gebunden und an Uzzo wieder diese verzauberte Burg. Und er an diese Burg, der er durch eine geheimnisvolle Fügung wieder genähert worden sei. Beim mittleren Gartenhäuschen wurde haltgemacht, Lora pochte, da erschien Frau Rätin Koppacher, ganz in Lächer vermunmt, aber mit freundlichem Gesicht; die Frauen begrüßten einander herzlich. Rieck wurde vorgestellt als neuer Nachbar und Wintergast. Die Rätin lud zum Nähertreten ein, aber Lora lehnte dankend ab, man würde ein andermal so frei sein, heute wollte man sich nur eben zeigen. So konnte Rieck bloß einen raschen Blick durch das dunkle Vorzimmer in die große Wohnstube tun, die von alten Bildern und Geräten übervollgeräumt war, als eine dichtbesiedelte Welt der Vergangenheit, in der diese alte Dame mühsam und schwerfällig hauste, auch sie eine bestellte und eingeschworene Hüterin des Gewesenen inmitten der fremden jüngeren Lage.

Endlich hallten die Schritte der vier Leute auf dem Steinboden des Flurs der unteren Villa. Lora klapperte mit den Schlüsseln und schlug

dazu mit den Schuhabsätzen auf die Fliesen. Die große mittlere Wohnstube, an welche eine offene Veranda stieß, von der man in den Garten treten konnte, eignete sich am besten für Riecks Quartier. Die feuchten Wände, die wenigen alten, verwahrlosten Möbel hauchten den eigentümlichen Geruch verlassener Sommerwohnungen aus. Lora verzog den Mund, rümpfte die Nase und schnupperte verdrießlich. Schon war die Dämmerung eingebrochen, Marie machte Licht, man schob ein Bett zurecht, rückte die Kasten, untersuchte den eisernen Ofen, ein Waschtisch war auch da, dazwischen drehte sich Lora rundum, verschwand im Nebenzimmer, zog triumphierend einen zerschliffenen Fußteppich nach sich, den sie dort entdeckt hatte, man befestigte eine Strohmatte an der Wand, Marie richtete zwei Kissen, breitete eine Decke aus, „für heute müssen Sie vorlieb nehmen, Bluthaupt, morgen wird alles schon besser aussehen. Wir werden es sorgsam herrichten. Marie, du übernimmst es.“

Marie nickte gemessen.

Rehan drohte: „Sie bürgen mit Ihrem Haupte für Heinrichs Ruhe, Ordnung und musikalische Stimmung in diesem verwunschenen Stalle.“

Marie lachte gezwungen, ein Boudoir werde es wohl nicht werden.

Also hier sollte Rieck sich's bequem machen. Ja, aber er müsse noch etwas vorspielen, schon damit man wisse, ob mit dem Pianino hier auszukommen sei.

Rieck probierte den alten Kasten, indem er einige Harmonieenfolgen langsam zusammensuchte.

Krehan war unzufrieden: „Weißt du nichts Besseres? Etwas zum Tanzen.“

Rieck schüttelte den Kopf: „Das kann ich nicht.“

Krehan verdrängte ihn vom Sessel und begann einen Walzer zu spielen, der bei den klirrenden Tönen des alten Instrumentes wunderbar durch die öden Räume gellte. Lora stand da, von der Versuchung des Tanzes angerührt, aber zugleich beschämt, halb abgewandt. Rieck beobachtete sie, draußen begann Azzo mächtig zu heulen. Krehan hörte zu spielen auf. Lora fröstelte.

„Auf Wiedersehn, Bluthaupt, morgen sieht's hier schon besser aus und oben bei uns spielen Sie auf dem guten Bösendorfer. Also viel Glück, arbeiten Sie fleißig und seien Sie zufrieden.“ Rieck küßte die ihm freundlich hingestreckte Hand. Lora lachte: „Nicht doch,“ aber ließ es geschehen. Marie nickte vornehm mit dem Kopfe. Krehan trium-

phierte: „Servus“ und ließ dabei merken: „Das hab' ich fein eingefädelt.“ Nachdenklich blieb Nieck zurück und legte sich endlich nieder, in der feuchten Kälte des Raumes unter der Decke fröstelnd und von mancherlei Gedanken wachgehalten. Durch seine heraufbeschworenen Erinnerungen an diesen Garten, an Obwegers Haus und Gerät, an die verfloffenen Kammermusikabende und Kinderzeiten wandelte die neue Gestalt der jungen rothaarigen Frau wie eine übermütige helle Störung und zugleich selbst durch das Grauen von Herbst, Sterben und Einsamkeit ein wenig verschüchtert und beirrt. Unter dem Brausen des Sturmes in den hohen schwarzen Fichten vor der Veranda, unter dem stoßweise ansetzenden, sich steigernden und allmählich wieder verstummenden Geheul Uzjos entschlief Heinrich endlich.

Spät am Morgen wurde er durch ein Klopfen geweckt. Eine Magd trat mit einem großen Tablett ein, worauf sich eine silberne Teekanne, ein ebensolcher kleiner Krug mit kalter Milch, ein Kristallfläschchen mit Rum, ein Porzellanauflage mit großen Trauben, eine Butterdose, eine Schüssel mit Schinken, ein Honigglas, ein silbernes Eßbesteck befand. Rasch ordnete die Magd den Tisch und legte die verlockenden Frühstücksherr-

lichkeiten aus, einen schönen Gruß von der gnädigen Frau meldend, und ob es Herrn Rieck gefällig sei, etwa nach dem Frühstück zur Burg hinaufzukommen.

Rieck genoß die guten Sachen mit Behagen, zumal die heitere Sonne das wüste Zimmer ganz freundlich machte. Oben in der Burg fand er die Gesellschaft schon vollkommen tagesbereit, Krehan war fort, Lora rauchte und bot ihm auch eine Zigarette an. Nach dem Frühstück so in blauen wohlriechenden Tabakswolken auf einem bequemen Sitze zu ruhen, einer schönen, fremden, wunderlich einschmeichelnden roten Person gegenüber, mit dem Blick durch das Bogenfenster, eine holde Nähe und eine ganze Weite überschauend, war in der That eine neue Herrlichkeit für den Jüngling, der bisher zum fargen Frühstück nichts als das zornige Gebrumm eines verständnislosen Alten oder bestenfalls Brot und Speck der kümmerlichen Unabhängigkeit vorgesetzt bekommen hatte. Lora plauderte und erwartete mit dem richtigen Gefühl einer zarten Vorsehung, die sie hier spielen durfte, nicht einmal Antwort, sondern sah ihm nur lächelnd zu, wie er in sich versunken den duftenden Rauch einatmete und ausblies und es sich wohl sein ließ.

„Morgen und künftighin, Bluthaupt, will ich Sie nicht mehr stören, denn Sie sollen arbeiten. Wenn Sie aber nach dem Frühstück auf eine Viertelstunde kommen wollen, mir über den Stand Ihres Werkes zu berichten, soll es mich freuen. Fleißig müssen Sie unbedingt sein. Sie schauen mir schon so aus, als gäb' es eine große Oper.“

Kieck lächelte. Glaubte sie wirklich an ihn, verstand sie ihn, sie hatte doch nie von ihm etwas gehört? Aber Frauenzimmer ahnen schon, was hinter einem Menschen steht und vielleicht nur auf ihren Blick wartet, um hervorzutreten. Zum erstenmal war jemand da, der an ihn glaubte, ohne Zeugnisse und Erfolge zu verlangen, bloß weil er es versprach. Eine stille Dankbarkeit und Freude und kühneres Gefühl belebten den jungen Mann, so daß er der zufriedenen Gönnerin ganz munter und gar nicht mehr so düster, ausgehungert und trostlos tragisch vorkam, wie gestern noch.

V

So wohnt Kieck seit vierzehn Tagen in der unteren Villa und komponiert fleißig an seiner großen Oper. Zum Frühstück kommt täg-

lich das silberne Tablett, und nachher besucht er Lora im Turmzimmer, wo Krehan zumeist wie ein breitspuriger Gönner dasitzt, die Augen zusammengekniffen, die langen Beine von dem niederen Taburett weit ausgestreckt und witzig ist, während Lora freundlich die Fortschritte im künstlerischen Befinden Heinrichs feststellt. Diese Güte und Loras goldrotes Haar, ihre sanfte Besorgtheit um ihn, ihre lässige Haltung, ihre stolze Herrschaft in der kleinen Burg unter den alten Oberwegerschen Herrlichkeiten verwirren den jungen Mann. Er glaubt oft in ihrem Blick ein unbestimmtes Leuchten, eine fragende Ermunterung oder Aufforderung zu ahnen. Darf man sich so etwas zweimal sagen lassen und von einer solchen wunderschönen Person? Zudem ist Riecks Herz augenblicklich frei. Aber gleichwohl hält ihn eine eigentümliche Angst ab, sich seinem Gefühl zu überlassen, als raube er in solchen Gedanken ein fremdes Gut, Herrn Obwegers goldroten Schatz. Auch mißfiel ihm Krehans stets grinsende Zeugenschaft. Dann geriet Rieck aber gleich wieder in seine Musikgedanken und vergaß die lebendige Gestalt, welche sie etwa erregt hatte.

Heute — an einem düstern nebelgrauen Novembertag — lehnt Heinrich neben Lora am Ge-

länder der Terrasse. Und ein geheimstes Drängen scheint ihn wieder zu dieser gebeugten, zarten Gestalt hinzuziehen, wie noch nie. Da trifft ihn von der Seite her ein eigentümlich fragender Blick, mit dem sie nach ihm zielt. Heinrich fühlte seine Kehle trocken, ein Säusen in seinen Ohren. Was sollte er nun sagen oder tun? Was verlangte sie oder was versprach sie? Er ist aufgerufen.

„Bluthaupt, ich möchte Sie etwas bitten.“

„Wenn ich kann —“

„Azzo ist krank. Ich war mit ihm beim Tierarzt. Der sagte, man müsse den Hund augenblicklich vernichten.“

„Armer Azzo!“

„Ich wollte ihn nicht vom Schinder töten lassen und nahm ihn wieder mit. Er schleicht im Garten unten herum. Der Krehan ist nicht hier. Bitte, Bluthaupt, bringen Sie den Hund um.“

„Das kann ich nicht.“

„Er ist ja doch schon ganz schwach.“

Kieck schüttelte den Kopf und schauerte. Was galt schließlich ein Schuß auf einen armen Hund und Azzo wäre erlöst.

Lora zog einen Revolver aus ihrem Rock und reichte ihm die Waffe wiederum mit diesem Blick,

sie lächelte ein bißchen mühselig dabei, es graute ihr wohl selbst.

„Ich habe ja noch nie eine Pistole in der Hand gehabt.“ Er spielte unwillkürlich mit der Waffe und lud sie und beobachtete Verschuß und Läufe und die geschickte Mechanik des zierlichen Mordwerkzeuges.

„Ich kann das arme Tier nicht mehr leiden sehen, tun Sie mir den Gefallen, Bluthaupt.“

„Wenn's sein muß,“ seufzte Rieck.

Lora wandte sich ab und schien betrübt: „Ich gehe derweil hinauf. Sie nehmen ihn zu sich. Ganz unten im Garten, damit ich nichts höre. Und lassen Sie mich's wissen, wenn's geschehen ist. Armer Azzo.“ Sie fuhr mit ihrem kleinen Spitzensacktuch über die Augen, als weinte sie, aber dabei blickte sie doch hell, schien es Heinrich.

Wie ein Verdammter ging Rieck endlich, den Revolver in der Hand, weg. Lora sah ihm nach. Er spürte ihren wunderbar kühlen Blick im Rücken. „Wenn ich Azzo wäre, bäte sie einen andern ebenso freundlich, mich gütigst aus ihrer gestörten Welt zu schaffen,“ dachte er.

Unten hockte Azzo und heulte leise in sich hinein. Heinrich pfiß ihm, darauf richtete sich Azzo mühselig auf und folgte ihm mit schwerfälligen

Schritten; den struppigen Kopf gesenkt, tappte er nach. „Wie muß man einen Hund erschießen?“ Er glaubte einmal gehört zu haben, durchs Auge. Heinrich zitterte, diese Minute gähnte ihn wie eine Ewigkeit an. Unten vor der Villa trat er in ein düsteres Lannengehölz, Azzo stand geduldig hinter ihm und schnob bebend. Rieck grub mit einem Spaten eilig eine Grube, indes der Hund zusah. „Sechs Schuh braucht ein Mensch,“ dachte Rieck zähneklappernd, während er im Schweiß die Erde aushob, Azzo heulte leise, aber wie aus anderen Gedanken, als denen dieser nächsten Augenblicke. Endlich war Rieck so weit, er faßte sich Mut und erhob die Waffe. Azzo wußte nicht, was ihm galt und sah Rieck dabei traurig und gehorsam an. Der zielte und schoß endlich ins Auge des Hundes. Aber nun begann das Tier ohne lautes Jammern sich am ganzen Leibe zu schütteln. „Ins Ohr hätt' ich schießen müssen,“ fiel Rieck ein und er zitterte wie Espenlaub. Der Hund sah ihn mit dem einen unverletzten, dem anderen blutenden Auge qualvoll an, und wimmerte nur, ohne Zorn, mit einer demütigen Anklage. Da ertrug Heinrich diesen vergeblichen Mord nicht länger und schoß alle fünf Schüsse des Revolvers auf das Tier ab, wohin er eben traf. Aber Azzo war noch nicht

tot, obgleich er nun nicht mehr stand, sondern in der Grube lag. In wahnsinnigem Entsetzen, als fürchte er Entdeckung, warf Rieck hastig die Schollen über das wimmernde, sich im Blute wälzende Tier und schüttete die Erde über dem noch Lebenden zu, indessen entsetzlich wimmernde Töne aus dem Grabe hervordrangen. Dem Rieck war selbst totenübel. Er glaubte dieses langgezogene Heulen aus dem Innern der Erde, geheimnisvoll gedämpft und doppelt fürchterlich hervordringen zu hören, als mit einemmal alle Hunde der Nachbarschaft aus der Nähe und Weite mit dem gleichen langhingezogenen Jammerton zu flagen begannen, so daß durch den nebeligen Tag von allen Seiten her eine wilde unglückliche Sterbemusik scholl, als wollten alle Kreaturen diesem gemordeten Genossen mitleidig helfen.

Von diesen fürchterlichen Lauten geheßt, eilte Rieck nach seinem Zimmer, während die gleiche unablässige hohe Klage von allen Seiten wie das grauenhafte Totengebet der zornigen Natur weiter schrie. Durch alle lebenden Stimmen glaubte Heinrich immer noch das Wimmern des sterbenden Azzo zu hören und alle Welt müßte es vernehmen.

Endlich stürzte er zur Burg hinauf und fand

Lora, sie lächelte mühsam und gespannt. Er war bleich und verbarg sein Zittern. Hörte sie nichts? Sie sah ihn fragend an. Da log Heinrich erblaffend „Ja.“ Aber in diesem Augenblick haßte er die Anstifterin seiner Untat, als hätte er auf ihr Geheiß einen Menschen umgebracht. Jetzt hatte er sie von dem letzten Zeugen Obwegers befreit, der noch in diesem Hause umgegangen war. Und das hatte sie gewollt, nichts anderes. Dann lächelte er wieder mühselig über seinen wunderlichen Aberglauben, aber er hörte immer und überall das Geheul, das sich nicht beruhigen wollte. Er weigerte sich zum Abendtee zu bleiben und ging mit kurzem Abschied fort, so daß Lora ihm kopfschüttelnd nachsah.

Unten schlich er zur Grube. Die schwieg. Endlich warizzo wohl tot. Heinrich stampfte die Erde fest. Das Geheul der fremden Hunde hatte sich verloren bis auf eine ferne wehe Stimme, die unablässig wie von einem andern Lande herüberdrang. Tagelang blieb Rieck in seinem Zimmer eingeschlossen, er konnte nicht arbeiten, keine Menschen sehen, Lora am wenigsten. Da brachte ihm die Magd eines Tages mit dem Frühstück die Nachricht, Lora sei für einige Wochen zur Erholung nach dem Süden gereist.

VI

Jetzt mußte sich Rieck wieder an Brot und Speck gewöhnen, da niemand nach ihm sah. Die Burg war verwaist. Krehan hauste zwar oben, aber die Mägde kümmerten sich um nichts, da die Frau weg war, ja sie gönnten sich sogar meist Urlaub und Ausflüge in die Stadt und weiß Gott wohin. Es war Winter geworden und der eiserne Ofen in Heinrichs Zimmer brannte nicht, auch wenn es Kohlen gab, ihn zu heizen. Wenn Rieck morgens aufwachte, war das Wasser in der Waschschüssel gefroren und sehr oft blieb er lieber im Bette liegen, um zu komponieren, rauchte Zigaretten und behalf sich ohne Frühstück. Gelegentlich stürzte er auf einen Augenblick aus dem Bette nach dem Pianoforte, tat einen oder zwei Griffe und sprang dann wieder schleunigst unter die Federdecke.

Draußen lag der Schnee in schweren Lasten auf den Fichten. Jezurweilen zog ein Trüpplein von Sportsleuten mit Schlitten oder Skiern lärmend vorüber, um sich oben an den Abhängen zu vergnügen, oder Buben lieferten Schneeballschlachten im Engpaß der steinigen Straße vor der Villa. Das alles betonte aber nur um-

so stärker die sonstige Stille dieser Einsamkeit.

Zu Weihnachten fror Heinrich gerade wieder einmal heftig in seinem Zimmer. Der eiserne Ofen brannte nicht, kein Frühstück kam, er mußte es denn selber kochen, und das konnte er nicht, weil ihm der Spiritus ausgegangen war. Auch hätte er Eier, Butter und Tee erst vom Krämer unten aus dem Dorf holen müssen. Da war ihm sein Bett lieber. Er mußte heute ohnedies in die Stadt, seinem Vater einen Respektbesuch abstatten, gute Feiertage wünschen, zum Mittagessen dort bleiben, die unerquicklichen groben Vorwürfe des alten Mannes anhören, sein Weihnachtsgeschenk in Empfang nehmen, kurz einen recht fragwürdigen Tag verbringen. Da konnte er wenigstens bis zu Mittag aushalten. Der Hunger würde seine Geduld stärken und er würde dann das Essen so mächtig genießen, daß er des Vaters üble Laune dazu ohne übergroßen Ärger ertrüge. Je mehr man zu beißen hat, desto weniger kann man widerreden. Und solches Stillschweigen hatte seine Wichtigkeit, denn wenn er mit dem Vater feck war, bekam er seine Monatsrente nicht. So flocht sich eine arge Kette von Wenn und Aber und von lauter peinlichen Bedingungen. Geduldig ließ

sich Heinrich von ihr ans Bett fesseln, rauchte in Ermangelung eines Frühstückes eine Zigarette um die andere und befand sich in diesem Zustand eines fragwürdigen Hungerdämmerns, halb weihnachtlich, halb ärgerlich, als Krehan, gestiefelt und gespornt, in Sweater und kurzen, graufarrierten Breeches, wohlgenährt, satt, zum Sport ausgerüstet, freudig grinsend eintrat und sich ohne weiteres auf das Bett zu Riecks Füßen setzte, guten Morgen wünschte und von tausend Dingen zu schwätzen begann. Rieck fragte ihn um seine Lehrerschaft, da wich Krehan mit einer sehr allgemeinen Erörterung aus. Er habe zurzeit seine obnehin provisorische Stellung aufgegeben, um Jus zu studieren, aber übrigens: habe Rieck schon das neue Stück im Burgtheater gesehen? Gleich kam er auch auf Musik und Musiker, auf das Gesamtkunstwerk, Leitmotiv, Instrumentierungsprobleme, auf Richard Strauß und Hugo Wolf und auf fachliche und Allerweltsfragen, wobei er Riecks Antworten sogleich zu neuen Gegenmeinungen verarbeitete und besser zu wissen schien, was er doch eben erst erfahren hatte.

„Apropos,“ sagte er plötzlich, „die Obweger kommt bald wieder zurück.“

Rieck war freudig überrascht.

„Das paßt dir wohl,“ grinste Krehan.

Rieck meinte: „Nun, ich lasse mir eine so schöne Burgherrin schon gefallen.“

„Du hast leicht lachen, du schmachtetest sie aus der Ferne an, hübsch ist sie ja und wie! Du machst dir gar keine Vorstellung, wie wohlbeschaffen die Person ist. Und wo man's nur ahnt, am aller-schönsten.“

Rieck sah ihn verständnislos an.

Krehan stotterte ein wenig: „Nun ja, Frauen sind nicht so leicht zu nehmen.“

„Was hast du denn besonders mit ihr zu tun, die Überwachung der Villa ist doch keine so saure Arbeit.“

Von saurer Arbeit rede ich ja gar nicht, mein Lieber, aber von den süßen Arbeiten. Glaubst du, eine solche rote reiche Königin gibt sich leicht zufrieden?“ Dabei reckte er und streckte sich und erwies seine stattliche Brust. Rieck machte ein verdrießliches Gesicht. Diese Konfidenzen gefielen ihm gar nicht, abgesehen von dem Vertrauensbruch, der mit solcher Prahlerei begangen wurde, wenn sie wahr war. Als junger Mensch und Schwärmer hielt Heinrich bei aller Duldsamkeit und allem Verständnis die unberührbare Hoheit einer so anbetungswürdigen Person doch für wün-

schenswerter, als eine irdische Naturfügsamkeit. Und dann hätte er diese höheren Eigenschaften immerhin lieber selbst für eigene Rechnung in Frage gestellt, als daß es ein fremder und noch dazu ein Krehan für sich tat. Er sagte daher nur: „So, so, ja, ja,“ und ließ den andern weiterreden. „Schön ist sie gewiß, mordschön, und man glaubt gar nicht, wie sie in jedem Augenblick die zugehörige Haltung einzunehmen weiß, in den heikelsten Augenblicken die allerhübscheste. Du siehst sie als Dame, à la bonheur und keiner dürfte ihr an die Wimpern klumpen. Und wieder in anderer Beziehung hat sie eine großartige Freiheit. Unerhört für eine norddeutsche Lehrerin. Man kann so was nicht lernen, das wird mit einer Frau geboren. Es ist schön mit ihr vierhändig zu spielen, aber ein verflirter Klavierpart.“ Rieck blies stumm seinen Zigarettenrauch in die Höhe und hätte dem verdammten Virtuosen gern eine übers Maul gegeben. Der hörte schließlich mangels der erforderlichen Teilnahme zu renommieren auf, da einen die zärtlichste Angelegenheit nicht mehr freut, wenn der liebe Nächste sie nicht gebührend beneidet.

Endlich erhob er sich. „Abgesehen, mein Bester, kannst du mir den Klavierauszug von „Tristan“ leihen, ich brauch' ihn für meine Braut. Wir gehen

miteinander in die Oper, man versteht doch die verzwickte Affäre besser aus den Noten.“

Nieck deutete stumm auf ein Regal in der Ecke, von wo Krehan nach vielem Herumstieren, Pfeifen, Singen, Fragen und Wägeln den betreffenden Band entnahm und fröhlich, stolz, ein glücklicher Sohn dieser Erde davonging. Selbst seine Fußtritte auf den Fliesen draußen hallten arrogant. Das also war Loras Geschmack? Aber sie sah doch nicht gemein aus, sie hatte doch ein so feines, zartes Gesicht, einen solchen Zug des Leidens, der Frage, der Behmut und Angst und konnte sich mit diesem Menschen abgeben. Wiederum fiel ihm der alte Obweger ein, gewiß kein Jüngling und Kraftmeier, aber doch ein ernster, braver, vornehmer Mann, nichts für derbe Ansprüche, aber doch ein ganzer Mensch. Sah aus wie ein alter Senator und konnte neben dieser roten, zarten Prinzessin gar wohl erscheinen, wie der Psalmist neben Abisag. Das gab doch ein vornehmeres Bild, als Lora neben Arnold Krehan. Hatte sie wirklich so wenig Stilgefühl? Ihre Intimität mit Herrn Krehan auszudenken, schien Nieck ärgerlich. Ja, Krehan hatte Muskeln und allerhand Kapazitäten, aber wenn man eine Marschall Nielrose imaginiert, mag man sich nicht gerade den

Dünger vorstellen, den sie benötigt. Verdrießliche Sachen! Nun kam sie zurück und er sollte sie wiedersehen, unbefangen mit ihr sprechen, die ganze Ehrfurcht war davon. Mit ihm hatte sie geredet wie eine weltentrückte Elfendame und nun begannen und endigten ihr Ansprüche beim Herrn Arnold Krehan, dessen Protektion er überdies das ganze Burgwintermärchen verdankte. Schließlich kroch er ärgerlich aus seinem Bett, kleidete sich rasch an und verließ wie in der Flucht die kalte Villa, um seinen Vater aufzusuchen, als gehorsamer Sohn ehrerbietige Weihnachtswünsche anzubringen, ein Mittagessen einzunehmen, ein Päckchen Geschenke zu bekommen und endlich wieder seine armselige Freiheit zu grüßen.

Am Nachmittag — er hatte den Respektsbesuch glücklich absolviert, das bekannte Gemurre des unduldsamen alten Herrn ergeben über sich niedergehen lassen, das Festessen stumm genossen und ein Paket mit mehr notwendigen, als schönen Geschenken, eine Schachtel warme Winterstrümpfe, Krawatten, Kragen und das wichtigste, eine Geldbörse mit einer blauen Hundertkronennote dankend empfangen — im Nebel des rauchigen Großstadtwinterabends ging er, vornüber gebeugt, langsam über den Ring und traf Vera Illitsch.

Der Bildhauer rannte eben spazieren, um sich zu erwärmen, das Atelier blieb noch immer ungeheizt, da Serbien keinen Suffkurs leistete. Schon lange war kein Landsmann gestorben. Sie begrüßten einander von Herzen. Beide waren Freunde seit dem Beginn ihrer Bekanntschaft, die vor Jahr und Tag in einem Kaffeehause geschlossen worden war, wo allerhand angehende, wahre und falsche Künstler mit langen Haaren, langen Krawatten, schmutzigen Kragen und hungrigem Gemüt bei sehr kleinen Schalen schwarzen Kaffees tunlichst lange saßen und Gespräche führten. Der Musiker hatte sich gefreut, einen Bildhauer zu finden, der Serbe einen unterrichteten Deutschen. Pera paßte übrigens zu diesen städtischen Künstlern sehr schlecht, denn er hatte andere Sorgen, als ihre Redereien. Seine Hände taugten so wenig wie sein Gehirn zu Debatten. Auch verstand er die deutsche Sprache noch zu schlecht, um sich an ästhetischen Diskussionen mit mehr als einem bösen Stirnrunzeln und strengem Aussehen zu beteiligen. Er hatte denn auch nach kurzer Weile seinen dürftigen Lodenmantel umgehängt und Rieck beim Armel gezogen, mit dem handgreiflichsten Wink ihm zu folgen. Dann waren sie schweigend durch viele Straßen in das entlegene

Vorstadtviertel gestapft, wo Pera hauste und Heinrich hatte sich in einem staubigen Atelier unter drohenden Gipsmodellen gefunden, die als ernste, große, stumme Gewalten von den Holzgestellen schauten, wie der erdrückende Stein aus nackten Bergen selbst. Pera aber stellte mit den nötigen Gebärden seine Gebilde vor. Das war der Beginn ihrer Bekanntschaft. Seither trafen sie sich häufig und besuchten etwa die und jene Kunstausstellung. Pera wollte Deutsch lernen und meinte, dies am ehesten und besten zu bewirken, wenn er eine Art Anschauungsunterricht bekam. Viel Wortschatz hatte Heinrich freilich vor den Kunstobjekten nicht zu bieten, denn wenn er bei gewissen Bildern, namentlich Landschaften stehen blieb und deren Motiv bewunderte, das er höher einschätzte, als etwa ihre besonderen malerischen Eigenschaften, pflegte er nichts anderes zu sagen als: „Interessant“, während der Serbe lächelnd ablehnte: „Für mich nicht interessant!“

Doch lockte Heinrich immerhin aus dem älteren Fremdling nicht nur dessen farge Lebensgeschichte, sondern jene Fülle der Anschauung hervor, die in jedem schaffenden Menschen aufgehäuft, sich zu günstiger Zeit notwendig mitteilt.

Noch vor wenig Jahren hatte Pera als älterer Hirt auf den steinigen Karstbergen Dalmatiens Schafe geweidet im Schafspelz, ein trockenes Brot in der Tasche und ein Schafkäslein als Tagesnahrung. Der übliche Zufall, der von je einen Künstler ans Licht zu bringen pflegt, hatte auch ihn unversehens nach Wien geführt, und obgleich ohne ordentliche Schulbildung, verstand er auf wunderbare Weise von überall her die Nahrung des Wissens durch die volle Anschauung, welche ihm eingeboren war, an sich zu ziehen. Heinrich, der als Stadtkind Bücher und abstrakte Kenntnisse überschätzte, wurde an ihm jener einfachsten Wahrheit inne, daß Kunst im höchsten Sinne Bildung selbst ist.

So konnte Pera aus einem Volksschul-Lesebuch deutsche Grammatik lernen und die Formen von Worten und Sätzen wie Gebilde Gottes erkennen. Gleicherweise hatte er daheim unter Italienern gelebt, inmitten der ärgerlichen nationalen Streitigkeiten, als kroatischer Serbe doch ihre Sprache, die süßeste gesprochen, welche jemals Dinge und Gedanken ausgedrückt hat und konnte die „göttliche Komödie“ seitenweis auswendig hersagen, indem er den Tonfall der wunderbaren Verse genoß, wie das Rauschen des Meeres.

Man kann sich denken, mit welcher Macht diese schier unbewußte Lebenssicherheit auf einen so jungen, unreifen, aber schwärmerischen Menschen wie Heinrich Rieck wirkte und daß ein Künstler, der das ruhige Auge des Küstenbewohners, den schweren Tritt des Hirten hatte, einem städtischen fahrigem Burschen vollends als beneidenswerte Naturkraft erscheinen mußte. Der Unterschied des Alters und Aussehens erhöhte diesen Abstand und vermehrte die gegenseitige Zuneigung. Der Serbe war mager und sehnig und hatte selbst aus dem Hunger nur reine Kraft gesogen. Das strenge, braune, schmale Gesicht, von einem schütterem, schwarzen Bart umwachsen, gehörte so recht einem Einsiedler und Asketen zu, dem der härene Mantel die angemessene Tracht war. Andre konnten auf wohlfeile Weise derlei Aussehen etwa schauspielern, dieser aber war so gewachsen, wie er eben dastand und ging. Ernst und streng beharrte er bei jenem dem Schaffenden eigenen Verzicht auf alle Güter der Welt, als Diener einer größeren Sache und trug selbst etwas von der Härte des Steins an sich, den er bearbeitete.

Dabei aber bezeugte Pera sich harmlos, freundlich, duldsam und auf seine Weise auch heiter, opferwillig als Freund.

Es war heute die erste frohe Wendung des anfangs, wie es schien, gründlich verpfuschten Weihnachtstages, daß Heinrich den Pera Illitsch wieder sah.

Hatte Pera etwas vor, wie verbrachte er das Fest? Ach, Fest, er hatte kein Geld, zu arbeiten war nichts, Modelle fehlten, nichts gab es.

Da könnte Pera ganz wohl mit ihm hinausfahren und bei ihm übernachten. Frieren könnten sie auch in Weidlingau. Kieck berichtete kurz seine Wintererlebnisse. Pera ging mit. Die Gegend gefiel ihm. Der Garten mit den schwarzen Fichten vor dem Hause sah so dunkel und groß drein, wie diese freundliche Wiesenlandschaft sonst gar nicht schauen kann. Im Zimmer schob Heinrich ein zweites Bett heran, teilte Kissen und Decken getreulich; so hatte er für die Nacht gesorgt, und heute besaßen sie sogar mehr als Brot und Speck. Auf dem Wege hatte Kieck eine ansehnliche Menge kalten Aufschnitts und auch ein paar Flaschen Dalmatinerwein gekauft. So konnten sie sich vor dem Schlafengehen noch einen ganz vergnügten Weihnachtsabend machen.

Er zündete Kerzen an, die in Flaschenhälsen staken. Sie aßen und tranken, und in einem rechten Knabenübermut, der diese Einsamkeit beleben

wollte, hing Rieck den Weinflaschen seine vom Vater erhaltenen Strümpfe auf, so daß sie wie ehrbare Spießbürger als stumme Tischgesellschaft vor den Freunden thronten und auf das dürftige Gelage hinabschauten.

„Du müßtest sie sehen, Pera Illitsch, sie ist eine schöne Person und würde dir gefallen.“ Die Strümpfe bewegten sich nicht im mindesten, was ihre Art von Mißbilligung ausdrücken wollte.

„Kann ich sie modellieren?“

Heinrich lächelte, so geschwind und einfach ginge das wohl nicht. „Es ist doch eine Dame, Pera.“

„Unsinn! Ausgezogen gibt's keine Damen.“

„Eben darum ziehen sich aber die Damen auch nicht vor jedem aus.“

„Aber ich bin doch dazu da,“ sagte der Serbe, schüttelte jedoch auch gleich verächtlich den Kopf, als Rieck lachte, und rauchte heftig. Heinrich sprach weiter, mehr für sich, als für den Freund, der stumm blieb wie die Spießbürger-Wintersocken auf den Flaschen.

„Ich möchte eigentlich wissen, ob ich wirklich in sie verliebt bin, oder ob ich sie mir just nur einbilde. Ubrigens hat sie etwas, was jeden Mann aufreizen muß. Man schämte sich, sie nicht zu

lieben. Vielleicht sind alle eigentlichen Frauenzimmer so.“ Pera murrte: „Unfinn! Ein Weib ist gut für eine Nacht. Jedes ist gut für eine Nacht. Die oder eine andere. Mehr nicht, sonst stören sie die Arbeit. Eine Nacht, damit man Ruhe hat, aber nicht mehr, sonst hat man keine Ruhe und keine Arbeit.“

Rieck verneinte heftig: „Es gibt doch noch was anderes, als unser verfluchtes Herumfuhrwerken. Wenn ich aus dem Leben etwas Schönes machen kann, hab' ich doch mehr als von zehntausend Opfern, und damit ich das machen kann, muß es Weiber geben und tausend und eine Nächte sind nicht genug für diese Kunst.“

Drauf Pera: „Mach' dir nichts vor, ein Künstler hat nichts anderes und braucht nichts anderes als sein Werk. Keine Weiber, kein Leben, kein Glück, nur Werk. Wer leben will, der soll spazieren gehen, wer arbeiten muß, der darf nicht leben wollen.“

Rieck schüttelte den Kopf: „Das ist aber doch eine verdammte Sache.“

Pera lachte: „Freilich, Verdammte sind wir, Verfluchte, aber recht ist's doch so“, dabei fletschte er die weißen, starken Zähne wie ein vergnügter Wolf. Rieck lachte auch: „Du bist älter, da kannst du leichter verzichten.“

Er sagte das bittend, als hätte der Bildhauer ihm die schöne Person und das Leben in Freuden überhaupt zu erlauben.

Der aber ging auf den Einzelfall gar nicht ein, ihm handelte es sich nur darum, in der Theorie und für allemal mit solchen Hemmungen aufzuräumen: „Ein Weib hat keine Seele, sie macht nur eine nach, die vom Mann, die hängt sie um und dreht sich vor dem Spiegel. Wirklich schön ist sie nur mutternackt, wie der Stein. Aber so schön ist jedes Schaf, jede Kuh. Seele hab' ich, du auch, das Weib braucht keine, eine Brust, um zu säugen, mehr nicht. Kein Gehirn, keine Seele, einen brauchbaren Unterleib, ein breites Becken. Aber Seele? Seele ist das!“ damit hob er seine langen, wohlgebildeten, rauhen Hände in die Luft. Als Heinrich traurig verneinend den Kopf schüttelte, blickte Pera ihn gutmütig an: „Also meinetwegen gut, Seele für eine Nacht, mehr nicht. Nach einer Nacht hat keine mehr eine Seele. Arbeiten mein Lieber!“ und reckte sich und ließ seine Handgelenke krachen. „Freundschaft, das ja, das ist Seele, Männer haben Seele, davon kann man geben und nehmen, aber Frauen“, er blickte sehr verächtlich und runzelte die Stirne.

Rieck antwortete: „Wenn sie aber schön sind.“

Drauf Pera: „Zum modellieren gut, alles andere nicht interessant für mich.“ Dann zechten sie und beschlossen, zeitig schlafen zu gehen, um morgens früh etwa eine Wanderung im Schnee zu tun.

Sie lagen um Mitternacht schon im Bette und ersten, tiefen Schlafe, als sie von einem lauten Hallo draußen geweckt wurden. Man hörte Lieder, das Ständchen von Schubert: „Horch, horch die Lerch im Atherblau.“ Rieck erkannte Krehans Stimme. Die in den Betten flüsterten hier und beschlossen, kein Lebenszeichen zu geben, dann würde sich die Schar der Störer endlich verziehen. Das geschah aber nicht. Vielmehr steigerte sich der Lärm, das waren die Seyffertbuben und wer weiß noch, die piffen auf Haustorschlüsseln, klapperten mit Stöcken, plötzlich tat einer gar noch einen Pistolenschuß. Dann blieb es einen Augenblick ganz still, als seien die Leute über ihre eigene Unverschämtheit erschrocken. Darauf hörte man Krehan: „Ich werde ihn schon aufwecken, wartet hier.“ Damit schwang er sich über den Zaun, man vernahm das Krachen des Holzes und wie der Eindringling an das Tor kam.

Krehan pochte. Rieck antwortete nicht. Das Tor führte in den Flur der Villa und erst vom Flur konnte man in das Zimmer gelangen. Das

Tor war wohl versperrt, aber alt und morsch. Rieck hörte Krehan laut klopfen und antwortete nicht. Während aber Krehan durch diese Stille erst recht gereizt wurde, stieg ebenso auch Riecks Erbitterung. Pera flüsterte, wer das denn sei, flüsternd erteilte Rieck Auskunft und daß man sich still halten müsse, damit das Volk endlich weitergehe. Draußen lachten die andern: Krehan solle sich zufrieden geben, der Heinrich sei jedenfalls gar nicht nach Hause gekommen und schliefe irgendwo in Wien.

„Nein, nein,“ brüllte Krehan, „der Duckmäuser hört uns ganz sicher und verstellt sich nur. Gewiß liegt er drin. Er soll aufmachen!“

„So laß ihn, wenn er nicht will, es ist sein eigener Schaden, er soll den Weihnachtsabend verschlafen.“

„Aufmachen soll er, wenn wir keine Ruhe haben, braucht der Kerl auch keine“ und stemmte sich an die Thür, die krachte und endlich nachgab.

Voll Wut schlich Rieck, als er Krehan im Vorzimmer poltern hörte, aus dem Bett und stemmte sich an die Stubentür, um das letzte Bollwerk zu verteidigen, das den Eindringling noch abhielt. Krehan rief von draußen: „Holla, Heinrich Rieck, mach auf.“

Kieck stemmte sich fester gegen die Tür. Der draußen drückte weiter als der Stärkere. Endlich spürte Kieck seine Kraft versagen und mit wachsendem Haß beschloß er, der Krehan sollte wenigstens für seine Zudringlichkeit büßen. So wich er plötzlich aus, die Tür gab nach, der Krehan stürzte kopfüber herein, rannte an einen Kasten, daß sein Schädel brummte: „Verfluchter Duckmäuser, warum rührst du dich nicht?“ brüllte er.

„Weil ich Ruhe haben will, du Esel.“

„Was, Ruhe, du sollst aufmachen, wenn ich da bin.“

„Nein, schau daß du weiter kommst“, damit begann Kieck, in ebenso sinnloser Wut wie Krehan, den Gegner — in diesem Augenblick war's ein Todfeind — zu fassen, um ihn hinauszudrängen. Krehan wehrte sich erst lachend, dann immer ernster, so daß sie sich binnen kurzem in einem verzweifelten Ringen befanden, einander mit den Fäusten schlugen, die Köpfe gegeneinander bohrten und endlich sich verbissen auf dem Boden wälzten, indes draußen eine helle Tenorstimme wieder begann: „Horch, horch, die Lerch im Atherblau“ und die übrigen schrieen, muhten, krächten und von Zeit zu Zeit riefen: „Was gibt's, ihr zwei?“

Pera war inzwischen auch aus dem Bett gestiegen, suchte Zündhölzer und beschwichtigte: „aber Nieck, aber Nieck, wo bist du, was rauffst du denn herum, Ruhe, meine Herren.“

Endlich gelang es ihm, Licht zu machen, und im Nachthemd dastehend, sah er dem Handgemenge der beiden ratlos zu. Die draußen wurden durch das Licht ermuntert, schwangen sich über den Zaun und stürmten in das Zimmer, schrieen durcheinander wie ein ratloser Opernchor, während die beiden Kämpfer mit immer schwächeren Kräften sich auf dem Boden wälzten. Der älteste Seyffert hieb mit einem Spazierstock, den er wie ein Ritterschwert handhabte, den Weinflaschen die Köpfe ab, so daß die oben thronenden Strümpfe, die vordem stolz aufrecht gesessen waren, traurig umsanfen und wie bestürzte Häupter wehmütig herabnickten über das Schauspiel der Zerstörung.

Endlich ließen die beiden ernüchtert voneinander ab, richteten sich mühsam auf und schauten halb ingrimmig, halb beschämt um sich. Die Stimme des Sängers, der schöne Tenor sang: „Hört ihr Herren und laßt euch sagen . . .“ Krehan wiederholte atemlos zum wievielten Male: „Warum hast du nicht aufgemacht?“ und begann wieder aufzubegehren.

Pera, im Nachthemde, trat dazwischen: „Friede, meine Herren, Freundschaft. Unter Männern ist Freundschaft das Höchste.“

„Freundschaft,“ brüllte der Chorus, und um die Begeisterung und Friedensstimmung zu fördern, trat Pera an den Tisch, schlug mächtig mit der Rechten auf eine der enthaupteten Flaschen, er hatte nicht bemerkt, daß sie gebrochen worden waren und fuhr mit einem Aufschrei zurück. Er hatte sich die Hand verletzt. Er sank aufs Bett: „Meine Hand! Meine Hand! Ich werde nicht arbeiten können. Nie mehr! Die Sehnen! Die Sehnen sind zerschnitten.“ Ernüchtert umringte die Schar den Klagenden. Er blutete stark. Krehan, der alles verstand, besah fachkundig den Schaden und tröstete den unbekanntenen Friedensstifter. Man rief durcheinander nach Verbandzeug. Endlich besann sich Rieck seiner Weihnachtsgeschenke und daß er schöne weiße Taschentücher bekommen hatte. Mit denen legte man dem Serben einen Notverband an, der ließ alles mit sich geschehen und jammerte nur leise vor sich hin: „Meine Hand, meine Hand, ich werde nie mehr arbeiten können“ und besah von Zeit zu Zeit wehmütig den weißen unförmlichen Ballen. Endlich war die ernüchterte Gesellschaft in dem unwirtlichen Raum,

wo das Kerzenstümpfchen trübselig flackerte, gleichsam aus ihrer Verwicklung gelöst, stand bekümmert da, bis Krehan, als Weltmann aus der Trunkenheit wieder zur Besinnung gelangt, vorschlug, man solle zur Burg hinaufgehen und in dem schönen Turmzimmer sich erholen.

Oben entzündete Krehan den Kronleuchter und das freundlichste Licht erhellte den feierlichen, altertümlichen Raum. Man nahm auf den breiten, mit gepreßtem Leder bezogenen Armstühlen um den Tisch Platz und atmete nach der freiwilligen Wirrnis erlöst auf.

Der Tenor sang „Willkommen“, und seine Stimme klang so breit und großartig, daß Rieck jetzt erst aufmerksam wurde. Wer war denn das?

Der Tenor stellte sich vor: „Citron.“

„Ein schöner Name,“ höhnte Krehan.

„Aber die Stimme ist schöner,“ meinte Pera.

Abraham Citron war ein ehemaliger Handlungsgehilfe, der nun mit der erhofften Million in seiner Kehle zu wuchern gedachte. Er präsenzierte sich eigentümlich. Er steckte in einem schwarzen Jackett, das ihm zu weit war und in Hosen, die um ihn schlotterten, so daß er sie immer hinaufziehen mußte. Die ganze Kleidung stammte

von seinem Gesangslehrer, der ihm außer dem Unterricht sogar die Ausstattung mit abgelegter Garderobe auf das einstige Honorar hin vorschob. Wie kam dieser singende Kleiderstock her? Die Seyffertbuben lachten: Wie kommt ein junger Mensch zu andern jungen Leuten? Sie hatten den Mosjö Citron eben irgendwo in einem Kaffeehause aufgegabelt und hergeschleppt, als passende Ergözung; schon sang der Unermüdliche:

„Ich w a a andre sti i ill, b i in wenig fro o oh . . .“

„Ruhig, Citron, spar' deine Stimme.“

„Wenn es aber nichts zu trinken gibt,“ seufzte der Tenor.

„Es gibt,“ beruhigte ihn Krehan, „nur einen Augenblick, verehrte Festversammlung,“ damit verschwand er, einen Leuchter in der Rechten, um nach wenigen Minuten zurückzukehren, in beiden Armen etliche verstaubte Flaschen sorgsam und geschickt tragend, wie geliebte Kinder.

Er stellte die Beute auf den Tisch und begann schmunzelnd die Bouteillen zu entforcken, indem er die Lippen spitzte: „Jetzt paßt aber auf, so was habt ihr noch nie verkostet, Rheinwein, Rudesheimer und Johannistaler Auslese.“

„Bon wannen?“ sang Citron.

„Vom alten Obweger,“ erklärte Krehan, „unten im Keller hat er die schönste Rheinweinfarte, eine ganze Alkoholbibliothek. Studieren wir!“

Kieck schaute verdutzt: „Du trinkst von seinem Wein?“

„Nun, irgendwer muß ihn doch austrinken.“

Citron suchte nach einem Glase.

„Geduld, edle Südfrucht aus Kanaan, so simpel saufen wir nicht,“ hinderte ihn Krehan und nahm vom Bord einen mächtigen silbernen Humpen, den er sorgfältig reinigte, aus dem Bufett eine Anzahl grüner Römer. Dann goß er den Inhalt der Flaschen in den schönen Krug und daraus schenkte er den Wein erst ein, dessen Duft sich still und herrlich in dem Zimmer verbreitete und die Köpfe klar machte, um sie später aufs angenehmste zu verwirren.

Vera saß still in einer Ecke und seufzte zuweilen: „Meine Hand, meine Hand.“

Dann trank man. Citron sang und erkundigte sich in den Pausen nach der gastfreundlichen Eigentümerin solcher Herrlichkeiten und ob sie für Musik Sinn habe.

„Sinn für alles,“ bekräftigte Krehan. „Mehr Sinn als euch allen lieb ist, teurer Citron.“

„Sie könnte meine Ausbildung fördern,“ meinte der Sänger.

„Wir wollen sehen, was sich tun läst. Vielleicht bestellt sie bei Ihnen eine Figur, Herr Illitsch,“ wandte der Gastgeber sich herablassend an Vera, „was haben Sie denn gerade auf Lager?“

Man trank aus den Römern auf ewige Freundschaft und Kieck stieß mit Krehan an, sie hatten den eben bestandenen Zwist schon vergessen.

Man war endlich mit aller Besinnung fertig und lehnte halb müde, halb selig in den Stühlen. Kieck öffnete das Fenster und go einen mächtigen Rest des kostbaren Weines aus dem Humpen in den Schnee hinab, „den Göttern zur Spende“.

Endlich schliefen alle auf den Stühlen ein.

VII

An einem Sonntag im März war die ganze Junggeleutegesellschaft im Turmzimmer der „Burg“ versammelt. Lora freute sich, unter ihnen als schöne und gastfreundliche Herrin, Beschützerin aller Künste und als angeschwarmte Königin zu gelten. Sie verteilte Gnade und Ungnade, schönes und schlechtes Wetter so unbegreiflich wie der Himmel und wahrscheinlich ebenso weise.

Da saßen nun Arnold Krehan, Heinrich Kieck, der Sänger Citron, die blonden zwei Seyffertbuben im Turmzimmer und mußten warten, denn daneben hielt Lora mit ihrer Gesellschafterin Sonntagsgottesdienst ab. Weil die nächste protestantische Kirche in Wien und zu weit ablag, versäumte Lora niemals, den Sonntag daheim mit gewissenhafter Strenge gläubig zu begehen, als schmeckte ihr die Unterhaltung erst recht, nachdem sie ihre Frömmigkeit als Vorspeise genossen hatte.

Sie saß dort im Nebenzimmer am Harmonium und spielte einen Choral und sang, Marie sang mit. Lora war dabei sehr hübsch angezogen, in einem recht weltlichen Morgenkleide, aber Kieck schnitt ein ärgerliches Gesicht, wie er sie so am Harmonium sitzen sah, denn sie behielt die steifste Haltung, ihr sonst so anmutiger, freier Hals stand starr, das launenvolle, rothaarige Haupt war streng zurückgeworfen und das Gesicht hatte einen unnahbaren, geheimnisvollen Ausdruck. Kieck sagte: „Setzt flieht sie in die Mystik der Dummheit.“

Die jungen Leute lachten und spotteten, brin aber schleppte sich das alte Kirchenlied mit dem ewigen Refrain „Zion, Zion, geh ein in Gott.“

Rehan verdrehte jedesmal, wenn diese beliebte Wendung wiederkehrte, heuchlerisch die Augen und grinste und drehte wie ein fetter Pfaffe die beiden Daumen seiner Hände. „Nichts zu machen, sie muß in Gott eingehen. Erst wenn Zion eingegangen sein wird, werden wir armen Sünder wieder zu Ehren kommen. Ein wahres Glück, daß wir schon gefrühstückt haben.“

Citron erhob, um seine Stimme wenigstens zu üben, so oft der Refrain erscholl, seinen Tenor und sang mit, bis ihm Rieck auf den Fuß trat: „Evangelisch fromm singt der auch noch!“ „In die Synagoge Citron!“ brüllte Rehan. Als aber dieser Choral abgewickelt war, kam ein zweiter an die Reihe und ließ sich als volles Garn musikalisch abnehmen und es fehlte nicht viel, so hätte Lora nach der Sitte ihrer Heimat, die Anwesenden noch gar zu einem kleinen häuslichen Gottesdienste versammelt, ein Bibelwort zum Gegenstande der Erläuterung und Erbauung gemacht, aber zum Glück waren die Mägde katholisch, die Gäste ganz und gar ungläubig, so daß sie sich auf Marie beschränkt sah, mit der eine so weitläufige Unternehmung sich nicht verlohnte.

Endlich war die Frömmigkeit erledigt. Die Wartenden seufzten erlöst. Marie trat mit ernster,

weihvoller Miene, Lora mit der unbefangenen Heiterkeit in das Turmzimmer.

„Nun sind Sie in Zion eingegangen, gnädige Frau und Zion endlich in Gott?“ fragte Krehan.

„Lassen Sie das,“ wies ihn Lora zurecht. „Bei uns in Deutschland würde der Sohn eines evangelischen Organisten niemals solchen Spott treiben,“ ergänzte Marie ärgerlich.

„Deutschland, Deutschland über alles,“ brüllte Krehan.

„Ich möchte jetzt etwas singen,“ sagte Citron.

„Meinetwegen,“ antwortete Lora lächelnd, „wir wollen hören, was Ihre Stimme für Fortschritte gemacht hat, aber vorher: was gibt's bei Ihnen, Bluthaupt, wie steht's mit der Arbeit?“

„Lila, lila. Die Tragik meiner Oper geht mir so zu Herzen, daß ich vor lauter Ergriffenheit nichts arbeiten kann.“

„Nun, dann ruhen Sie eine Weile aus und lassen es gut sein, leben ist auch schön. Jetzt wird's hübsch bei uns, bald können wir in den Garten.“

Vera brummte: „Nein, er soll nur arbeiten. Alles andre ist Betrug.“

„Pfui, Sie Arbeitstier, ist denn die Welt aus lauter Tagelöhnern zusammengesetzt, Sie steiner-

ner Gast?“ Lora rümpfte die Nase. „Ich kann nichts so wenig leiden, wie diese blöde Simpelei. Was ist das für ein Künstler, der wie ein Handwerker schuftet, ich vertrage solche Spießbürger nicht. Sie reden nicht anders als ein Tischler und Familienvater, der mit seinem Tagwerk fertig werden muß, weil er sonst seinen Lohn versäumt.“

Pera antwortete: „Natürlich, den Unterschied werden Sie nie begreifen, Sie kennen ja überhaupt keine Arbeit, Tischlerarbeit nicht und Künstlerarbeit nicht, und was wissen denn Sie von einem Werk!“

Lora zuckte die Achseln: „Ach leider Gottes, ich habe viel zu viel arbeiten müssen. Jede Stunde tut mir noch leid. Ich habe ungezogenen Gören die Nase gepugt und die vier Rechnungsarten beigebracht. Für die Menschheit danke ich bestens. Kurz ist das Leben; wenn man arbeiten muß, wird's noch kürzer und traurig, seien wir froh, daß wir ein bißchen Geld haben. Noch immer nicht genug, freilich, aber wenigstens so viel, daß wir nicht zu schufsten brauchen. Wenn Sie arbeiten wollen, hauen Sie Ihren Stein, mein Lieber, aber hier bei mir geben Sie Ruhe.“ Damit sah sie hochmütig über ihn hinweg wie über einen Pfahl. Zu den übrigen aber lachte sie: „Die Sonne

scheint, die Bäume glänzen schon, es gibt Musik und Unterhaltung und damit genug!"

Sie setzte sich zu den Seyffertburschen und ließ sich von den zwei Brüdern Komplimente sagen.

Pera zog eine höhnische Grimasse nach ihr und flüsterte Rieck ins Ohr: „So, jetzt hat sie mich erledigt, nun, hab' ich nicht recht, Frauenzimmer, gut für eine Nacht. Wenn ich sie nicht modellieren wollte, und vielleicht nimmt sie mir doch meine Gruppe ab, wär' ich nicht gekommen. Das ist auch eine Seele.“

Citron begann, von Rieck auf dem Klavier begleitet, zu singen: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein . . .“ Er meinte es ernst und wollte sich produzieren. Aber die Gesellschaft war nun einmal nicht gelaunt, einen Kunstgenuß über sich ergehen zu lassen. Als daher der Refrain kam, jauchzten alle mit: „Dein ist mein Herz, dein ist mein Herz und soll es ewig, ewig bleiben.“ Der nächst Lora sitzende ältere Seyffert-Franz sang es und verbeugte sich vor Lora, der zweite, Johann, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und sang es, die linke Hand auf die Brust, die rechte gegen den Himmel gestreckt, Citron wiederholte es mit schmachtendem Blicke, Krehan bedeutsam,

Rieck wehmütig, indem er sich auf seinem Klavierstockerl nach seiner roten Herrin drehte, wie der Mohammedaner gegen Aufgang. Lora erhob sich: „Was ist denn in euch gefahren, werdet ihr wohl ruhig sein.“

Darauf ging es nur verstärkt weiter, sie wandte sich im Höllenschrei dieses Gefanges lachend und bittend an jeden einzelnen, jeder aber wiederholte es nur um so inständiger. Sie hielt sich die Ohren zu, vergebens. Sie ging ins Nebenzimmer. Franz folgte ihr und man hörte ihn drin bitten: „Dein ist mein Herz —“ Krehan rief ihr nach: „Zion, geh ein in Gott!“ Endlich rannte sie verzweifelt in das obere Stockwerk hinauf, in ihr Schlafzimmer und schloß sich ein, sie mußte sich ohnedies zum Speisen umkleiden.

Rieck schlich vor ihre Thür, Krehan wartete auf der Stiege, die zwei Seyffert lauerten jeder in einem anderen Raume, den sie passieren mußte, und als sie nach einer Weile herauskam, begann Rieck: „Dein ist mein Herz,“ sie stieg über die Treppe, da setzte Krehan fort: „Dein ist mein Herz,“ sie ging durch das fromme Harmoniumzimmer, da schrie der Seyffert-Franz: „Dein ist mein Herz“ und im Turmgemach faßte Citron die gemeinsame Huldigung zusammen: „Und wird

es ewig, ewig bleiben.“ Erschöpft sank sie in einen Armstuhl und lachte: „Nicht länger als ihr Stimme habt, dauert eure Liebe für mich, ihr Narren. Vera Illitsch, was ist's mit Ihrer Arbeit?“

„Aha, das wurmt Sie wohl, daß ich nicht mitgesungen habe: Dein ist mein Herz,“ brummte der Serbe.

„Sie haben ja gar keins, nur Stein.“

„Wenn ich wenigstens einen Stein hätte, liebe Frau, aber nur Ton, keinen Marmor, keinen schönen weißen Marmor, keinen gelben, keinen Block, gar nichts.“

„Was heißt das?“

„Geld brauch' ich, damit ich meine Gruppe gießen lassen kann.“

„Was für eine Gruppe, Vera?“

„Die könnten Sie kaufen, wenn Sie Herz hätten, liebe Dame.“

„Was stellt denn das Zeug vor?“

„Darbietung. Schön.“ Dabei beschrieb er mit der Rechten ein liebevolles großes Rund: „Oh, schön wird es!“

„Gut, bringen Sie mir's.“

„Dann muß ich es gießen lassen? Sie sollen das Gipsmodell sehen, und wenn's Ihnen gefällt, mach' ich's in Stein.“

„Recht,“ sagte Lora und blickte ihn freundlich an. „Lassen Sie es gießen, aber was sind Sie für ein Bildhauer, wenn Sie lieber Phantasieen machen, als lebendige Menschen modellieren.“

„So steht die Sache, meine Liebe?“ lächelte Pera.

„Sagen Sie nicht, meine Liebe,“ runzelte Lora die Stirn, „ich bin ohnedies Ihre Liebe nicht.“

„Ich weiß schon, meine Dame. Ich bin ja auch Ihre Liebe nicht, verzeihen Sie,“ antwortete Pera verlegen und erhob sich verdrossen. Er war böse und wollte auf und davon gehen. Da lachte Lora und legte ihm die Hand auf die Schulter, so daß er sich wieder nieder setzte.

„Man wird doch noch ein Wort sagen dürfen, Sie Gestrenger, Ihr möchtet sonst gar zu übermütig werden. Man muß Euch schon zähmen. Das geht nicht anders. Nur Geduld, dann kriegt jeder was von mir.“

Pera knurrte.

Lora fragte: „Also, was ist's mit einem Porträt?“

„Sie meinen, ich sollte Sie modellieren, gnädige Frau?“

„Ja, passe ich Ihnen nicht?“

„Sie müssen einen ganz schönen Körper haben dazu. Eine glatte Haut für den Marmor.“

„Aber Herr Illitsch!“ sie drohte ihm dabei, doch nicht ohne wohlgefällig zu lächeln, denn sie verstand auch das Gewürz der Grobheit fein zu schmecken, als eine Art bitterer Huldigung.

„Aber, aber! Was denken Sie denn eigentlich, meine Dame, was geht mich denn anderes an, als Haut und Körper und Form; wenn Sie keinen Busen und keine Hüften und keine Beine haben, gibt's keine Plastik. Ihre Kleider kann ich nicht modellieren.

Lora lächelte verlegen: „Reden Sie keine so groben Dinge daher.“ Sie verstummte und schien in Gedanken ihre ganze Figur im Spiegel ihres Wohlgefollens zu betrachten. Es war wohl hübsch, sich dem Marmor zu gewähren und im glatten Glanz des edeln Steins das blühende, lebendige, eigene Dasein vor sich hingestellt zu finden, ohne Fehl und Makel.

Pera fragte: „Eitel sind Sie doch wohl genug?“

„Freilich bin ich das. Wenn ich keinen Grund dazu hätte, könnten Sie gewiß nichts aus mir machen.“

„Dann können Sie sich auch zeigen, wie Sie sind, aber vielleicht fürchten Sie sich?“

Lora lachte: „Fürchten, vor Ihrem Auge, Pera? Sie sehen ja nichts als Stein, und über-

haupt, der Mann ist nicht auf der Welt, vor dessen Blick sich die Lora Obweger zu fürchten oder zu schämen brauchte. Der liebe Gott hat mich ganz gut gemacht.“ Dabei hob sie stolz ihren Kopf und warf ihn zurück, daß sich die Schultern spannten und ihre feine Brust voll und doch zart hervortrat, während ihr blasses Gesicht, von einer fließenden Röte durchleuchtet, im hellen Morgenlichte wie Marmor selbst erschien mit den reinen, scharfen Linien der geraden Nase, mit der schönen Stirne unter dem schweren roten Haar, mit den geschlossenen Lippen des großen Mundes, der sich zu einem verächtlichen Lächeln kräufelte, als sei kein Trunk der Welt gut genug für die edle Kehle des schmalen Halses, der dieses stolze wohlgerundete Haupt trug.

Pera, der wie der unbewegte Richter des Sagenspiegels wahrhaft als ein „steinerner Feu“ ihre Person prüfte, konnte nicht umhin, sie befriedigt anzuschauen und zu sagen: „Sie werden im Marmor gewinnen. Sie brauchen ihn nicht zu fürchten. Also?“

„Also?“ wiederholte Lora. „Also, das müssen wir uns aber noch gründlich überlegen, warum sind Sie nicht Maler, dann könnten Sie mich leichter zu einem Bilde kriegen. Machen Sie vielleicht lieber ein Kopfstück?“

„Ohne Hals und Brust heißt's gar nichts. Aber die ganze Figur wäre mir am liebsten.“

„Das glaube ich Ihnen, daraus wird nichts.“

Pera knurrte wieder: „Ja, ja, kleiner Kopf, kleines Gehirn, lauter Freiheit, so lang's ein Spaß ist und lauter Rücksicht, wenn's ernst wird. Sie sind ein Frauenzimmer, meine liebe Dame.“

Lora ärgerte sich und wollte ihm beweisen, daß sie Mut haben könnte, wenn sie wolle, aber sie wolle nur nicht. „Als was möchten Sie mich modellieren, stehend als Diana, oder sitzend, oder wie denn?“

„Diana, zu dumm, mythologische Figur. Wozu solche Ausreden? Als Weib.“

„Sie sind ein Kloß.“ Damit sprang Lora auf und drehte ihm den Rücken, warf ihm aber doch, um ihn nicht ganz und gar zu verstimmen, im Fortgehen noch zu: „Lassen Sie zuerst Ihr Gipsmodell gießen, über das andere sprechen wir ein andermal, wenn ich Lust habe.“

Kieck, der diese letzten Worte gehört und ungefähr den Zusammenhang erraten hatte, tröstete Pera: „Laß ihr nur Zeit, sie wird schon kommen, es ist nicht so leicht, sich für so was zu entschließen. Das ist doch eine ganz andere Welt, als dein Stein und deine Modelle.“

„Das glaubt jede. Dazu braucht eine feine Bildung, daß sie dann nicht einmal versteht, wozu eine Plastik bestimmt ist.“

„Mein Gott, sie ist eben ein Frauenzimmer.“

„Leider, und paß nur auf, das sag' ich dir, weil du dumm genug in sie verbrannt bist: wo es ihr paßt und wo es ihr ein ganz anderes Vergnügen gilt, da ist dieses Frauenzimmer sehr einfach ein Weib und dort ist die Situation viel natürlicher, auch ohne Kleider.“

„Aber nichts für uns, mein Lieber, übrigens, ich bin nicht in sie verbrannt.“

Vera lachte ungläubig. „Mir erzähle du nichts. Wenn nur die dumme Person wenigstens meine Gruppe in Marmor bestellte, dann könnte sie ihre eigene keusche Figur für sich oder für wen andern behalten. Ich habe keine Verwendung dafür.“

Rieck fragte: „Gut für eine Nacht, Vera, interessant?“

„Nein, nein, für mich nicht interessant, vielleicht für dich.“

Das Mittagessen wurde aufgetragen. Der Tisch war feierlich bestellt, auf weißem glänzenden Linnen duftende Weilchen verstreut, blendendes Porzellanzeug und schönes Silber, vor jedem

Platze standen drei kristallene Gläser wie Brüder aus vornehmem Hause, die Servietten kunstreich gefaltet, in der Mitte der Tafel ein hoher altertümlicher Bronzesaß mit blühendem Flieder und Rosen. Lora saß an der Spitze und überwachte, daß kunstgerecht serviert wurde, zu ihrer Rechten hatte der Oberleutnant von Leinthal Platz genommen, der zwei prächtige Pferde besaß und eines davon der schönen Frau zum Spazierenreiten anbot, um sich in Gunst zu setzen. Darum kam er an den Ehrenplatz, während Marie an ihrer Linken als Duenna blieb und Krehan mit dem unteren Sitz vorliebnehmen mußte, wo auch Citron, durch den Tafelsaß verborgen, seine entlehnte Kleiderfragwürdigkeit vor dem Blicke des adeligen Ehrengastes und Kavaliere zu verstecken hatte. Kieck und Pera und die Seyffertsburschen freuten sich harmloser der Gastfreundschaft. Dagegen wurmte den Krehan offenbar der Nebenbuhler in Uniform an Loras Seite, denn er schnitt, so daß es die übrigen jungen Leute sehen konnten, despektierliche Grimassen auf ihn und bemühte sich, wenigstens den Citron zu allerhand Naturlauten zu veranlassen, was nicht sehr schwer hielt, da der Tenor sein Herz auf der Zunge trug.

„Stimme hab' ich für zehn Opersänger, wenn ich nur Geld genug bekomme und auf das Engagement warten kann, soll man meine Figur sehen. Ich bin doch ein schöner Mann. So schön wie andere bin ich auch.“ Damit sah er herausfordernd um sich.

Krehan wieherte: „Gnädige Frau, ist Citron nicht schön, Abraham Citron, er erinnert entweder an das Stammland Kanaan, wo Milch und Honig floß, oder an das Land, wo still im Laub die Goldorangen glühn, oder wenigstens die sauren Limonien.“ Citron konnte sich nicht enthalten, seine Stimme ertönen zu lassen: „Dahin, dahin, möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.“

Marie war entsetzt: „Aber, mein Herr.“

Der Oberleutnant sah mit verhaltenem Lachen auf den unermüdblichen Tenor, Lora zerbiß halb verlegen, halb belustigt ihr Taschentuch und winkte ab: „Sanft, lieber Herr Citron, sanft. Hier haben Sie ja keine Klavierbegleitung. Sie singen uns nachher etwas.“ Krehan mußte, weil Citron sich für die mangelnde Teilnahme an seiner Stimme durch ordentliches Essen schadlos hielt und nicht mehr von seinem Teller auffah, für eine andere Störung sorgen, da er den Oberleutnant durchaus lächerlich machen und aus der

Gnade bringen oder ihm doch durch den freien Ton der Gesellschaft die standesgemäße Feinheit verkümmern wollte. Er versuchte also ein Gespräch über die Bildung und über den Vorzug einer freien, hochgesinnten, individualistischen Jugend, wie sie hier versammelt sei, in Gestalt von lauter künstlerisch veranlagten, mutigen, lebenverachtenden Männern. Das gehe über alle Förmlichkeit und abgezirkelte Langweile der sogenannten guten Gesellschaft bedeutend hinaus.

Marie rümpfte die Nase. „Bei uns in Deutschland hält man es allerdings mit der Bildung nicht für unvereinbar, bei Tische eine gewisse Form zu beobachten und auch sonst.“

Krehan nickte und begrüßte sie mit einem vollen Glase: „Es lebe das Korsett und die Taille, die Form, mit einem Wort: hoch die Wacht am Rhein.“

„Was die Bildung betrifft,“ ließ sich der Oberleutnant hören, „so muß ich allerdings gestehen, daß für einen Troupier wie ich nun einer bin, Bücher und Kunst und alle diese zarten Angelegenheiten ziemlich überflüssig sind. Ich brauche ein Feldbett, ein gutes Pferd, und wenn ich am Abend todmüde bin, zum Einschlafen auch so was wie Lektüre, meinetwegen der Casanova genügt, mehr nicht.“

„Aber, Herr Baron,“ sagte Lora.

Krehan bekräftigte seinerseits: „Casanova, alle Achtung, kennen Sie denn den Herrn, ein dunkler Ehrenmann übrigens,“ wandte er sich an Lora.

„Dem Namen nach,“ sagte sie verlegen.

Vera bemerkte nachdenklich, mehr zu sich, als zu den andern: „Es ist schon wahr, wir treiben die Kunst, wie ein anderer das Reiten, man kann schon mit Jagen und Schießen auskommen.“ Dabei schnitt er den Fisch mit dem Messer, daß die Gräten frachten, während Lora sich zu ihrem Nachbar beugte und ihm diesen härenen Läufer zeigte, der die Speise so unweidmännisch genoß, worüber sie die Nase rümpfte. Der Offizier lächelte. Marie schüttelte mißbilligend den Kopf.

Als das Mahl zu Ende ging, wurde die Frau Rätin Koppacher angemeldet, die zuweilen gern hier zu Besuche erschien. Sie kam in steifer, schwarzer Seide, schritt mit huldvollem Kopfnicken, mehr als eine ehrwürdige Bühnenmutter, denn als Herzogin, wie sie etwa zu erscheinen beabsichtigte, an der Tafel entlang, zu Lora, die sich erhob, um sie herzlich zu begrüßen.

Natürlich sprach man von ihrem Befinden und die Rätin begann, ihre Leiden auseinanderzusetzen.

Lora bot ihr Speise an. Ach, daran durfte die Rätin nicht denken, hatte sie doch heute schon ihre Tasse Bouillon und fünfundzwanzig Dekagramm gehackten Schinken genossen, das war ihre zugemessene Ration, ihre Neuralgie erlaubte nicht ein Quentchen mehr und andres.

„Aber vielleicht ein Glas Wein,“ fragte Krehan verbindlich und zog sein süßestes Lächeln, denn im allgemeinen machte er sich, abgesehen von etwaigen Nebenbuhlern, grundsätzlich bei allen Menschen beliebt.

„Ja, ein Gläschen Wein, das darf ich vielleicht,“ antwortete die Rätin sanft und nippte mit zarten Schlückchen aus dem Römer.

Darauf wurden verschiedene Ortsangelegenheiten besprochen, woran Lora gleichgültig, die Rätin mit scheinbarer Gelassenheit, teilnahm, während sie die Kunde von all den menschlichen Schwächen und Torheiten doch aus innerstem Herzensbedürfnis genoß und nur so tat, als handle es sich um objektive Erfahrungen. Man erzählte von einer jungen Frau, die ihrem Manne durchgebrannt war. Krehan schmunzelte: „Die hab' ich auch recht gut gekannt, eine Frau, die ihrem Manne durchgeht, hat immer recht.“

Die Rätin lächelte. Lora wies Krehan zur Ord-

nung: „Mein Bester, hier bei mir sprechen wir nicht so.“

„Lun, meinetswegen, aber sprechen, da sei Gott vor,“ befreuzigte sich der Oberleutnant.

Zu Rieck und Vera sagte die Rätin Verbindliches über Kunst und Künstler, auch ihr seliger Gemahl sei ein Schaffender gewesen, er habe einen Band Gedichte hinterlassen, „Heroiden“. „Ach, rezitieren Sie uns daraus doch eines,“ bat Lora; sie wußte, daß die Rätin auf diese Aufforderung wartete und brachte dies alte Uhrwerk angemessen in Schwung als liebenswürdige Hausfrau. „O weh, jetzt kommen die ‚Hämorrhoiden‘,“ klagte Krehan leise.

Die Rätin ließ sich nicht lange bitten, sie stellte sich in eine gewisse Positur, die ihr bei der unverlorenen Anmut des Alters nicht übel anstand und deklamirte ein Gedicht. Wenn man die fragwürdigen Worte und den leider nicht vorhandenen tieferen Sinn außerachtließ, konnte man sich an dem Wohlklang der Stimme, an dem allgemeinen, mehr weltumfassenden als geistreichen Pathos der einstigen Schauspielerin gar wohl erfreuen; sie bot noch immer einen respektablen Anblick.

Rieck flüsterte zu Vera: „Siehst du, das ist die

Schauspielfunst, auf das Was kommt's nicht an, nur auf das Wie, und ein mächtiges Frauenzimmer ist stärker als die Poesie."

Pera brumnte: „Ein großes Altertum!"

Krehan grinste zu den Seyffertbuben, Lora und der Oberleutnant saßen mit gefasster Geduld da, Citron lauschte mit Andacht, und als das lange Gedicht aus war, klatschte er jubelnd in die Hände und erwies begeistert der Dame die Ehren. Er verstand sie, er, der Sänger, die große Tragödin von einst. Die Kätin Koppacher verneigte sich huldvoll und dankend, wie vor tausend Hörern; der kleine Abraham Citron war ihr nicht zu schlecht, seine Huldigung innig zu genießen, und galt für ein volles Haus. Der Wein hatte sie munter gemacht, sie nickte scherzend; mit den glühenden roten Wäcklein und den munteren Augen war sie jung unter der Jugend, und obgleich alle eigentlich ein schnödes Vergnügen an der armen einstigen Heroine hatten, vergaßen sie den Spott und nahmen die Sache auf ernste Weise heiter und die alte Dame als gleichberechtigte Künstlerin und Lebensgenossin dieser wunderlichen Späßgemeinschaft. Das war also des Herrn Obwegers erste Liebe und in schöner Eintracht seiner jungen letzten Liebe gefellt; beide sagten einander

angenehme Dinge und bekomplimentierten einander ziemlich aufrichtig und wohlgesinnt, und dabei saß der Oberleutnant als das reitende und jagende, Krehan als das diebische Vergnügen, Pera und Rieck als die Künstlerschaft, und Ernst und Spaß, Reden und Schweigen, die zierlich gewundene Lüge des gesellschaftlichen Gespräches und die leidenschaftliche Wahrheit des innersten Meinens und Wollens liefen zusammen, verwirrten, trübten einander und stellten am Ende in einer Stunde eines hübschen Märztages das ganze Gleichnis des Menschenlebens und seines fragwürdigen Spiels gefällig dar. „Nun wollen wir aber reiten,“ beendigte Lora die Tafel, erhob sich und sagte: „Doch sollen die Herrschaften sich derweil nicht stören lassen und beisammenbleiben. Wir wollen noch ein letztes Glas trinken auf die Kunst, einverstanden?“

Damit schenkte sie von Obwegers Rheinweinsbibliothek die beste Sorte in die Römer. Man trank. Dann rief sie begeistert, halb ernst, halb spaßhaft als das Amphibium, das sie war und das im Wasser der Täglichkeit schwamm, nicht, ohne nach der reinen Morgenluft der höheren Dinge die holden Müstern zu öffnen: „Kein Mund und keine andere Stunde soll diese Gläser ent-

weihen,“ trat übermütig ans Fenster und warf ihren Römer hinab, daß man das Klirren hörte. Die übrigen warfen die ihren nach wie toll. Noch waren die Scherben nicht verflungen, als sie sich empfahl und mit dem Oberleutnant fortging. Die jungen Leute und die Rätin sahen ihr vom Fenster zu, wie sie unten das Roß bestieg; der Offizier half ihr in den Bügel, sie schwang sich geschickt in den Sattel, saß schön zu Pferde, winkte lächelnd hinauf und trieb mit einem Vertenhiebe das Tier in Trab.

„Ich bin auch einmal gern geritten,“ seufzte die Rätin.

„Schade um die schönen Gläser,“ sagte Citron.

Kieck besah einen der noch erhaltenen Römer: „Alte, teure, venezianische Kelche.“

Krehan nickte: „Wir haben’s, wir können’s tun.“

VIII

In manchen Jahren gleicht der Frühling einem Ungeflümmen, vor der Zeit entwickelten jungen Frauenzimmer, das, gestern noch ein Kind, heute schon ein leidenschaftliches Weib, sein Schicksal nicht in Jahren, sondern in Tagen erlebt und es mit Gewalt an sich preßt. In manchen Jahren

geht es unserem nördlichen Lenze so; kaum drei Wochen ist er unschuldig und streng und kühl, mit klarer Luft, mit zartem Laub und fragenden Blütensternen im welken Laub, aber kaum war ihm dieser Ausbruch gegönnt, so hat er auch schon ungebärdig alle Schranken überrannt, seine Sonne glänzt nicht mehr, sondern glüht und füllt den Boden mit lauter Feuer, sein Himmel leuchtet mit der satten, starken Bläue einer südlicheren Welt, und die Erde unten bäumt sich ihm mit tausend Armen entgegen. Kein Regen oder Frost stört dieses tage- und wochenlange Liebesgespräch, das aus jedem Winkel des Bodens, den Sternen des Himmels Blütensterne der Erde antworten läßt. Kaum haben die ersten Primeln zaghaft, stengellos und blaß sich niedergelassen wie brütende Mütterchen, so jauchzen die goldenen Himmelschlüssel schon auf den Wiesen empor, als müßten sie ihrem Namen zu Recht gleich den Schrein oben der Seligkeit derer von unten öffnen, über die kriechende Schuppenwurz, die wie eine fahle, gelähmte Bettlerin sich in der ersten matten Wärme sonnte, wächst das Buschwindröschen und der Lerchensporn, und darüber wird der allgelbe Löwenzahn Herr, und schon wehen seine Federfröhen und schütteln ihre leichten Samen; kaum

hat die Kornelkirsche an Fahlen, wirren Astlein geblüht, so grünt schon das volle Laub der anderen Bäume, der Hauch des violetten Flieders bebt in der Luft, es schwellen die strotzenden Blütenkerzen der Kastanien mit dem eigentümlichen Geruch leidenschaftlich entbrannter Körper durch das Dunkel der Alleen; kaum hat der Frühling die saftigen Knospen gefüllt und das Harz in die Spitzen hinaufgetrieben, so sprengt er gleich schon alle Adern und quillt in tausend Gestalten und Launen als Blatt, als Dolde, als Duft und wehender Wohlklang, als summende Fliege, als spielender Schmetterling über und über, als voller, welt-hinfließender Strom von Grün über das Land. Keine Mauer, die er nicht besetzt, kein Erdstrich, den er nicht besiedelt; er macht jede Wiese zum unerschöpflichen Meer. Kaum sind gestern die grauen Sperlinge einsam über die noch vom letzten Frost trockenen Straßenfurchen nach einem vergessenen Haferkorn gehüpft, kaum die Amfeln unverschämt von Ast zu Ast der noch blattlosen Gartenbäume auf den höchsten Zweig, um dort unverschämt zu schmettern, so ziehen schon die Schwalben ihre hastigen kühnen Bogen über Land, und hoch oben webt sich schon das vielstimmige Rufen der Lerchen als ein silbernes Netz

über die schimmernde Höhe, indessen unten die Grillen und Zikaden den glänzenden Faden ihrer zirpenden Geigen ins Endlose spinnen.

So schießt ein sich unablässig herausforderndes und steigerndes, atemloses, beschwingtes, begehrendes Leben ineinander, öffnet immer neue Klüfte, um sie toll zu überwachsen, als wären die schönen Tage eine Himmelsleiter der Seligkeit, und kaum begann die erste scheue Freude, so erglühete sie auch schon und vergaß alle Grenzen der Stunden und streckte sich üppig hin in einem Bett von Rosen. Ja, die Rosen überstrahlten und überrannten alles andere; des Sommers reife, schwere, schöne Blumenfrauen bemächtigten sich vor der Zeit ihres Gartens, purpurn wanden sie sich über gespannte Bögen, hellrot schimmerten sie, gelbe schmachteten, weiße taten feusch und feiner brauchte es ihnen zu glauben, sie schütteten ihre Blätter aus wie lässige Geschenke, und in Lora Obwegers Garten blühte schon die Linde und schattete mit mächtigem runden Wipfel; ihr goldener Duft ist der Abschied des Frühlings. So schnell war alles vorbeigejagt, solch ein überstürztes Kommen und Gehen war in diesem Triumphgarten.

Lora wandelte mit ihrem Trüpplein von Berchtern auf den weißen Wegen und genoß den

stürmischen Überfluß dieses blauen Tages. Sie war erhitzt von einem Ritte mit dem Oberleutnant zurückgekommen, der sich gleich empfohlen, als er die Korona der fragwürdigen Jungelutegesellschaft erblickt hatte, mit denen er Loras Unterhaltung nur ungern teilte. Gehörte er doch nicht zu den Leuten, welche Kränze winden und Blumen reden, sondern höchstens im Vorüberreiten eine brechen und an die Kappe stecken oder zwischen die Zähne nehmen. Und wenn er eine Huldigung darbrachte, so genoß er sie zugleich auch und damit war es gut, die andern aber schwelgten vor der Schönheit wie vor einem Glasfaßten. So verachteten ihn diese als einen berben Koffnecht und er sie als Säusler und Spekulanten, welche über die guten Aktien Himmels und der Erde Abschlüsse pflegen, ohne diese Wertpapiere im Varen erwerben zu können. Sagte ihm auch Lora als ein anmutiges Kapital zu, das er an sich bringen mochte, so zögerte er doch, denn sie selbst war immerhin eine gewagte Spekulation, hatte sie doch nicht Vermögen, sondern nur Nutzgenuß. Die andern, die um sie herstrichen, schienen ihm zugleich verwerflicher und törichter, weil sie, wie er glaubte, es auch nur auf Loras Reichthum abgesehen hatten, aber dabei von Kunst

und tausenderlei Unfug summten und der schönen Frau den Kopf verwirrten. Sie schien gar nicht mehr zu wissen, was und wen sie eigentlich mochte. Als ob es Lora drum zu tun gewesen wäre, sich für den oder jenen zu entscheiden! Der Lindenbaum in der Mitte des Gartens wiegte sich ruhevoll in der gehaltenen Fülle des schönen Nachmittags, auf der Bank, die um seinen Stamm lief, saß Lora, neben ihr Kieck und der widerwillige Pera Illitsch und die zwei Seyffertsburschen und der Sänger Citron und vor ihr stand Krehan breitspurig und höhniſch wie immer. Oben in den Zweigen ereignete sich das tolle Summen um die goldenen Blüten.

Pera Illitsch hatte sein Gipsmodell mitgebracht, aber noch keine Zeit gefunden, es zu enthüllen und zu zeigen, er mußte es oben im Turmzimmer, in Tücher gewickelt, stehen lassen, weil Lora im Garten zu tun hatte. Er wollte sein Werk zeigen und, obgleich er im Grunde das Lob dieser Dame nicht eben brauchte, da sie von seiner Kunst nichts verstand, juckte ihn doch die selbstverständliche Ungeduld und Eitelkeit, denn schließlich ist eine Plastik doch zum Beschauen gemacht und ein einsames Herz voll Ehrgeiz begehrt die Wärme der Bewunderung. Nichts da, Geduld

härener Serbe, wir sind im Garten! So saß er verdrossen.

Lora trug einen großen wippenden Manillahut und zeigte mit Stolz das schöne Band, das sie künstlerisch darum geschlungen hatte, eine schwere Seidenkrawatte, die sie also verwendete.

Citron zog aus der Brusttasche seines überweiten schwarzen Rockes ein altes broschirtes Büchlein mit fahlem Goldschnitte hervor, überreichte es Lora feierlich, er habe das bei einem Antiquar erstanden, ob sie es nicht kaufen wolle, ein gutes Geschäft, es sei ein schöner Druck, ein Exemplar von Anno 1827, unter Brüdern fünf Gulden wert.

Lora nahm es achtlos aber freundlich entgegen: „Ei, wie hübsch: Diderot, Rameaus Nefte, deutsch von Johann Wolfgang Goethe. Das ist sicherlich eine seltene Ausgabe, gerne kauf' ich es Ihnen ab.“

Krehan brummte: „Du geriebener Kaufmann, du saurer Citron, du ausgemachter Schwindler, das ist doch ein ganz gemeiner Wiener Neudruck, unter Brüdern keinen Gulden wert, gnädige Frau, haben sie oben nicht Goethes gesammelte Werke, allerdings ungelesen im Kasten stehen, da finden Sie das Zeug drin, übrigens eine freche St.

Sache, es kommen ganz allerliebste Reckheiten drinnen vor und der Gauner hier präsentiert Ihnen das Exemplar als Alttertum!"

Lora wies ihn zurück: „Still, Krehan, das Büchlein gefällt mir, und es ist hübsch von Herrn Citron, daß er mir's gebracht hat. Wenn es doch so nett aussieht, soll es mir schon die paar Gulden wert sein. Ubrigens müssen Sie sich ohnedies gedulden, lieber Herr Citron, ich habe jetzt kein Geld mehr, Sie wissen, meine Rente ist zu kurz wie ein knappgehaltener Unterrock, erst am Anfang des nächsten Monats kann ich Schulden zahlen.“ Citron beruhigte sie großmütig, er könne warten.

Kieck sagte: „Ja, diese alten hübschen Dinge gehen jetzt um wie Gespenster, aber von Haus zu Haus und haben keine Stätte mehr. Unsereiner möchte seine Stube damit füllen und sie hoch zu ehren wissen und sammeln und festhalten, aber sie wandern, die Händler spüren sie mit ihren guten Nasen auf und schleppen sie fort. Keine alte Standuhr mit Mlabastersäulen, keine Schale Alt-Wiener Porzellan mit dem Bienenkorbzeichen, kein Schrank oder Tisch aus der Kongreßzeit, kein Bild gar, oder keine Miniatur ist mehr in ihrer angestammten Heimat sicher. Wer derlei ererbt

hat, versteht meist nichts davon und läßt sich darum beschwindeln. Unten bei der Kätin Koppacher gehen diese ganze Woche schon die abenteuerlichsten Judenfiguren aus und ein und tragen die schönsten Sachen um ein Spottgeld davon. Sie hatte eine Mappe Alt-Wiener Stiche, mir hätte das Herz im Leibe gelacht, wenn ich sie hätte bekommen können, ein Kerl bot ihr drei Gulden dafür und erschnappte die schönen, schönen Kupfer. Weil sie gerade ein bißchen Geld braucht, gibt sie das alles her, was der alte Koppacher, der gute Rat, mühselig gesammelt hat. Aber daß sie unsereinem ein Stück schenkte, der es versteht und in Ehren halten würde, fällt ihr nicht ein.“

Der Krehan lachte: „Ich habe sie schon oft angebettelt, da tröstet sie mich aber immer, sie würde es uns vererben, wir gefielen ihr alle so gut. Leider darf man sie selbst, dieses dumme heroische Altertum nicht unter Kuratel setzen. Sie bleibt uns erhalten. Kein Jud' gibt auch nur einen lucketen Kreuzer für sie.“ Lora schaute ihn an und schüttelte den Kopf: „Für uns Frauen habt ihr keine richtige Verwertung, solange wir jung sind, möchtet ihr uns recht ausplündern, und wenn unsre Zeit um ist, sitzen wir da wie leere Stuben, aus denen die Hausierer jedes schöne Stück davon-

getragen haben. Darum muß man sich vor euch wahren und auf der Hut sein und euch Kuriositätenfahmler kurz halten. Ihr versteht den Handel! Ubrigens wir wollen Erbsen pflücken und lesen, sonst haben wir heute nichts zu essen, Geld ist keines mehr da, wie ich euch schon gesagt habe. Und bei der Arbeit sollt ihr mich unterhalten.“

Der Seyffert-Franz klagte: „Arbeiten sollen wir und Sie noch unterhalten und alles ohne Lohn und zum Nachtmahl nichts als grüne Erbsen! Nein, das ist ein schlechtes Geschäft, Sie müssen uns was draufgeben.“

Lora antwortete: „Das wollen wir uns überlegen, wer mich am besten amüsiert, bekommt einen Preis.“

Der zweite Seyffert: „Was für einen Preis?“

„Das werdet ihr sehen.“

„Nein, aufs Ungewisse strengen wir uns nicht an.“

„Wir kaufen die Kaze nicht im Sacke.“

„Ihr müßt euch auf meine Solidität verlassen.“

„Solidität?“ lachte Krehan.

„Wenn der Preis wenigstens ein Kuß wäre,“ schmachtete der Seyffert-Johann, der als der jüngste immer das feckste Wort brauchte.

„Benigstens!“ flugte Lora, „wie unverschämt, so jung, so flachsblond, kleiner Seyffert und so frech,“ damit schlug sie ihn auf die Wange und erhob sich: „Gehen Sie gleich ins Haus und holen eine Schüssel zur Strafe.“

Im Gemüsegarten brachen sie die saftigen Schoten von den Stangen und verübten dabei allerhand nichtige und bedeutsame Scherze und Anspielungen, während der bestrafte Seyffert-Johann die Schüssel halten mußte, in welche die gepflückten Erbsen geworfen wurden.

„Ich merke noch immer nichts von einer Unterhaltung,“ flugte Lora, „was soll das für eine Preisverteilung werden! Essen wollt ihr gar auch noch!“

Der Johann Seyffert, der die Erbsenschüssel hielt, rief: „Und ich bekomme doch noch den Ruß.“

Krehan verdarb ihm die Aussicht: „Du meinst gewiß wegen deines schwarzgelben Wagens, den du nur zur Erlangung solcher Preise erworben hast?“

„Schweig, du Spaßverderber!“ schrie der Bursche und wurde über und über rot.

„Was ist das für ein Wagen, was ist das für eine Spekulation? das muß ich gleich erfahren, los, Krehan, erzählen Sie!“ befahl Lora.

„Wirst du gleich schweigen, du verdirbst doch jede Überraschung.“

„Ja, weil du hier in Weidlingau zu allerlezt anfahren kannst, die Preise gewinnt der Papa mit deinem Zeugl,“ stichelte der ältere Franz.

„Ruhig, ruhig, ihr Brüder und keine Rätsel bitt' ich, Krehan hat das Wort, was ist's mit dem schwarzgelben Wagen?“

Also: Der alte Herr Seyffert, der Inhaber eines großen, sehr geschätzten Modewarengeschäftes ging seinen Söhnen in einem breitspurigen Lebenswandel voran und betrieb seine außerehelichen Liebesaffären mit einer gewissen geschäftsmännischen Großzügigkeit, indem er für die jeweilige Herrin seines weiten Herzens eine Filiale zu gründen pflegte, worein er sie als Direktrice setzte und dergestalt an einem guten Gewinn beteiligte. Die Herren Söhne hatten wie er, schon bei jungen Jahren Unternehmergeist und huldigenden Liebhaberverstand und wußten dem Vater das nötige Geld für ihre Unternehmungen abzugewinnen, indem sie zarte Anspielungen auf seine Angelegenheiten mit der Bitte um Schweiggeld verbanden. Ihre Mutter, die übrigens bereits in höherem Alter noch ganz kleine Kinder hatte und im reichlichen Hauswesen aufging, sollte derlei Abwege des Gatten

nicht eben merken, darum beschwichtigte Herr Seyffert rasch die jeweilige moralische Entrüstung seiner Söhne, ehe die Gemahlin von der frischen Erweiterung des Geschäftes Wind bekam. Jede neue Direktrice bedeutete mithin auch für die Burschen eine Vergrößerung ihres lebemannischen Wirkungskreises. Die Mutter mußte freilich trotz diesen Vorsichtsmaßregeln von allen Schelmenstücken, die rings um sie wuchsen und gediehen, aber sie ließ sieben und neun gerade sein, da sie mit ihren jüngsten Kindern und dem Saus und Braus des Hauses genug zu tun hatte und Ruhe haben mochte. So betrog jeder sich selbst und die andern, was eben Familienleben genannt wird. Anlässlich der letzten pompösen Filiale, — die neueste Direktrice war übrigens hübsch, das mußte man dem Vater lassen, er verstand sich auf die Auswahl — sah unser Johannes bei einem Wagenbauer ein wunderschönes Phaethon, schwarzer Sitz, große gelbe Räder und breit ausgeschwungenes Spritzleder, zwei schöne gelbe Deichselstangen. Das wollte er haben; wenn man mit einem solchen sanften Fahrzeug über Land schaukelte und an einer hübschen Person vorüberkam, konnte sie gewiß der Versuchung nicht widerstehen, aufzusitzen und sich von oben mit aller Anmut zu prä-

sentieren. Und dann konnte man sie hinführen, wohin man nur wollte. Gleich kaufte Johann dieses spekulative Wägelchen, dazu einen Eifenschimmel und das übrige Geschirr, ein Stall war im Hause und am nächsten Tage stand auch schon die ganze Bescherung an Ort und Stelle, während der Vater die Rechnung dafür zu begleichen hatte, was ihm bei den ohnehin erwachsenen Spesen der neuen Filialgründung sicherlich gelegen kam, um alles wenigstens in einem zu erledigen.

„Lieber Vater, ich habe einen Wagen gekauft.“

„Was, du hast einen Wagen gekauft? Ja, wozu denn, wann denn?“

„Nun, zum Ausfahren.“

„Du dreifach geschüttelter Lump, anstatt zu studieren, willst du ausfahren, woher soll ich denn das Geld für deine Passionen nehmen? Kannst dir nicht zwei Kreuzer für eine Semmel verdienen und willst einen Wagen kaufen.“

Johann zuckte die Achseln: „Ich will nicht bloß, ich habe es, der Wagen steht im Stall, das Pferd frißt schon seinen Hafer, hier ist die Rechnung.“

Fluchend polterte der alte Seyffert die Stiege hinunter, um den schönen schwarzzelben Schaden zu besehen. Er steht vor dem Phaethon, er beißt in den Bart, das Ding ist wirklich hübsch, Geschmack

hat der Bursch, nobel schaut das Zeugl aus, der Eifenschimmel dito. Es schadet nichts, wenn die Firma Seyffert sich dergestalt auf der Straße sehen läßt, es macht immerhin einen gewissen Eindruck.

„Spann ein,“ befiehlt er. Der Junge gehorcht und denkt, der Vater habe angebissen. Das hatte er freilich. Denn kaum war der Wagen angeschirrt im Hofe, als der Alte ihn auch schon bestieg, die Peitsche ergriff, herrisch und großartig dreimal in der Luft knallte, daß die Schnur ein Zeichen der Unendlichkeit beschrieb und das Phaethon elegant mit einer raschen Wendung dem erstaunten Sohne davon, geradeswegs in die neue Filiale kutschierte. Seitdem sah der Junge nichts von seinem schönen Fahrzeug, sondern vernahm nur, daß der Alte mit der letzten hochaufgeputzten Direktrice tagtäglich Ausflüge machte und den Wagen irgendwo eingestellt halte, so daß der Sohn recht eigentlich um die Ausbeutung seines Patenten gebracht war, indes der Vater sich die gute Idee zunutze machte, weil er sie schon bezahlen mußte und konnte.

Lora klatschte in die Hände: „Hübsch, hübsch.“

Krehan grinste: „Ich habe den Preis!“

„Ja, wofür denn?“

„Nun, für diese Geschichte.“

„Erstens hat noch niemand anderer was erzählt, zweitens kann, wie ich glaube, überhaupt nur die Frage sein, ob der alte, oder dieser hier anwesende junge Seyffert ihn bekommen soll. Der Alte, weil er den Wagen hat, Sie junger Held, weil Sie die gloriose Idee dazu fanden.“ Der blonde Johann blickte beseligt: „Ich hatte mir's so hübsch vorgestellt, Sie abzuholen, gnädige Frau, als die erste, mit der ich ausgefahren wäre.“

„Nun, nun, aber ob ich mich wohl auf diese schwarzgelbe Leimrute gesetzt hätte? Vielleicht holt mich einmal der Papa ab.“

„Er soll sich unterstehen, der alte Sünder.“

„Vielleicht macht er mich auch zur Direktrice. Er kutschiert die Damen, von denen er wieder gelenkt wird. Das sollte ich doch wohl auch zustande bringen.“

„Die Lätigkeit wäre zu kaufmännisch für Sie, liebes Törchen,“ sagte Nicck.

„Also, älterer Seyffert=Franz, was wissen Sie Besseres?“

„Nichts, als daß ich Ihnen huldige. Könnten Sie mir nicht vielleicht eine Idee abgeben, wie ich Sie gewinne, Sie müssen es ja am besten wissen und haben es in aller Stille längst nur auf mich

abgesehen, mit meines Bruders Wagen geht's nun leider nicht, Altertümer bietet Ihnen Citron."

„Ich bin nicht zu gewinnen, ich bin nur zu verlieren, seht, daß ihr mich nicht erzürnt, sonst geh' ich euch davon, drum bleibt schön artig, und wer Geduld hat, führt die Braut heim."

Franz Seyffert hing sich an ihren Arm, während sie durch den Rankengang schritt. Erzürnt schüttelte sie ihn ab, er aber lachte: „Ich darf, ich darf, denn ich habe eine Idee, ich habe Sie schon gewonnen, teures Lörchen, liebe, schöne, rote Gnade."

„Das wäre," stemmte Lora beide Arme in die Hüften. „Ich stehle für Sie. Die schönsten neuesten englischen Blusen und Mantelmodelle und Kappen und Kragen und Strümpfe und Höschen, Höschen sage ich Ihnen, süße Lora, die aller-rauschendsten Dessous stehle ich für Sie aus unserem Geschäfte, das Neueste sollen Sie zuerst haben. Wozu wär' sonst meine Firma da! Nun, krieg' ich den Preis?"

Lora überlegte mit krauser Stirn: „Das gilt etwas, das kann man bedenken. Die Idee ist Seyffertisch, geschäftsmännisch, praktisch, aber ob ich mich nicht besser an den rechtmäßigen Eigentümer dieser Herrlichkeiten, an Ihren Herrn Papa

selber halte? Da braucht es keinen Diebstahl, da kann man das alles als reguläres Geschenk bekommen und den Wagen dazu mit dem Eisenschimmel. Ubrigens, solche Ideen sagt man nicht, man führt sie aus, Sie Armer, nichts ist's mit Ihrem Preis."

„Jetzt fährt schon dem zweiten einer mit seiner Idee davon," stellte Rieck fest, „das macht, weil ihr so irdische Gedanken habt, Königinnen mit Unterröcken fangen und Luftgeister auf einen Phaethon setzen."

„Also, noch immer ist der Preis nicht vergeben. Citron, bewerben Sie sich. Was haben Sie mir zu bieten?"

„Meine Hand; ich heirate Sie und Sie werden die Frau des berühmtesten Sängers, im Ernst, Sie lassen mich ausbilden."

„Und dann zahlen Sie Ihren Gesangsunterricht und Ihre Kleider, die Idee ist praktisch, aber sie verlangt allzusehr meine werktätige Mithilfe. Ihr Vorschlag freut mich und ehrt mich, besonders, weil Sie so aufrichtig und ohne Umschweife nicht auf meinen Besitz, sondern auf Ihre Ausbildung bedacht sind, lieber Herr Citron, aber Sie sehen, wir haben kein Geld, die Rente langt nicht einmal bis zum Ersten. Ein Tenor ist fast so kost-

spiellig wie ich selbst. Ich kann mir diesen Luxus nicht leisten. Ich schätze Ihre Stimme, Ihre Kunst bewundere ich, Ihr Charakter ist geradlinig, aber ich bin arm.“

Citron nickte ernsthaft: „Bitte sehr, in allem Ernst, ich habe nicht geschertzt.“

„Dein ist mein Herz,“ sang Krehan leise.

„Habt ihr meinen Bienenstock schon gesehen?“ fragte Lora.

„Die neueste Lorheit unserer hochverehrten Lörin, Herrin, Hausfrau,“ berichtete Krehan.

Da standen sie auch schon auf der Höhe des Grundstückes, wo der Garten gegen ein freies Wiesengelände sah, und am Zaune war ein Stock so gestellt, daß das Flugloch auf diese Bühel, seine Unterseite aber mit Glas gedeckt auf den schmalen Kiesweg sich öffnete. Da schwärmten die Bienen toll und voll in der Trunkenheit ihres Fleißes aus und ein und man konnte sie hinter dem Glase beobachten, wie sie in die Waben schlüpfen, die Beute abladen und ihre Hinterfüße abputzen. Im Herzen dieses Stockes aber harrte eine junge Königin eines hohen Augenblicks der Erfüllung in den Lüften.

Krehan meinte verdrießlich: „Jetzt hat ihr der Imkerschuster von unten diese neueste Passion

mit den Bienen eingeredet und ihr den Stock hier aufgestellt. Und da kann mein Lörchen stundenlang davorstehen und schauen, wie die andern fleißig sind, sie wird noch einmal gründlich zerstoßen werden, aber sie läßt sich nicht abhalten.“

Lora schaute gespannt dem Treiben der Bienen zu und verwies ihn: „Gelt, das ärgert Sie, daß andre arbeiten, das können Sie nicht ansehen, aber die Königin braucht nichts zu tun, als da zu sein. Die Bienen stechen niemand, der sie in Ruhe läßt. Wartet. Ich will euch was Hübsches zeigen.“

Damit holte sie aus einer Mulde am Fuße des Stockes eine Schale mit Zuckersaft hervor, tauchte ihren Finger drein und hielt ihn vor das Flugloch und schon war ihr Finger schwarz von lauter Bienen, die davon den guten Trunk holten, der ihnen so wohlfeil aus nächster Nähe geboten wurde.

„Da bekommen nun die Bienen den Preis, nicht wir,“ sagte der Seyffert-Franz.

„Ja, die verdienen ihn besser, weil sie treu und fleißig sind und keine wetterwendischen Herren, die verüben keinen Betrug mit schwarzgelben Waagen und ähnlichen Künsten.“

„Aber das Gefindel nimmt den Honig, wo es ihn findet, wenn Sie schon durchaus eine Moral haben wollen, liebe Lörin,“ sagte Rieck.

„Ja, Bluthaupt, aber die wissen eben den Honig zu finden. Die Bienen haben den Preis, wartet nur,“ damit betupfte sie ihre Unterlippe mit einem Tröpfchen Sirup und wartete ruhig, bis eine kühnste Biene ihr an den Mund flog. Sie hielt gelassen Stand und ließ sie nippen, indes ihr Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken, um das Tierlein nicht zu stören und zu reizen, doch von einer tiefen, inneren, ruhigen, triumphierenden Heiterkeit leuchtete. Als die Biene davongeflogen war, fuhr sie mit der Zungenspitze, schalkhaft und genäschig über ihre verlassene Lippe, dann sah sie sich stolz um, was wohl die Freunde zu ihrer Tapferkeit sagten.

Rieck schüttelte den Kopf: „Nun sind Sie gar noch auf die Bienen stolz, die Sie erobert haben. Aber das dumme Tier ging ja doch nur nach dem Honig. Es wäre erst zu probieren, ob Ihre Lippen auch ohne Honig gut sind, und der Geschmack einer Biene beweist noch immer nichts.“

„Und für diese anmaßende Rede wollen Sie am Ende noch den Preis bekommen?“

„Probieren müßte man immerhin, rote Gnade.“

Da runzelte Pera Illitsch die Stirn und dachte angestrengt nach. Lora bemerkte es: „Der Serbe will endlich auch ein Wort sagen. Hört!“

Der Bildhauer sprach und hatte ein wenig Mühe mit der deutschen Rede: „Ich habe den Homer gelesen und eine Stelle merkte ich. Da ist von den Greisen die Rede, die am skäischen Tore sitzen und auf das Heer der Griechen schauen, die Troja ausmorden werden. Aber die schöne Helena kommt und nennt ihrem Schwiegervater die griechischen Helden mit Namen, das geht so“ er ließ die schweren Hexameter langsam mit fremdem Tonfall hinrollen:

„Bald nun kamen sie hin, allwo das skäische Thor war,
Aber Priamos dort und Panthoos neben Thymötes.
Lampos und Klytios auch und Ares Sproß Hiketaon,
Auch Antenor, der Held und Ukalagon, beide voll
Weisheit,

Saßen die Alt'sten der Stadt umher auf dem skäi-
schen Tore,

Welche betagt vom Krieg austruheten; doch in Ver-
sammlung

Redner voll Rat, den Sitaden nicht ungleich, die in
den Wäldern

Aus der Bäume Gesproß hellschwirrende Stimmen
ergießen:

Gleich so saßen der Trojer Gebietende dort auf dem
Turme.

Als sie nunmehr die Helena sahen zum Turme sich
wenden,

Leis' igt redete man und sprach die geflügelten Worte:
Niemand tadle die Trojer und hellumschienten Achäer,

Daß um ein solches Weib sie so lang ausharren im
Elend!

Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene vom
Ansehn.“

Dann schwieg er und senkte den Kopf, als schämte er sich. Lora aber glänzte vor Freude: „Also das war das Schönste, Pera bekommt den Preis!“, damit nahm sie das violette Band von ihrem Hute und schlang es dem Serben um den Hals, der nicht wußte, was er damit machen sollte.

„Und nun haben Sie sich wohl eingebildet, Lörchen, er hat uns mit den Greisen, Sie mit der Helena gemeint,“ spottete Rieck.

Lora antwortete: „Er weiß schon, was er gemeint hat und ich auch. Wenn der Pera Illitsch einmal etwas sagt, so ist's überlegt und auf seine Art ist er ein Greis unter euch jungen Hunden.“

Damit band sie ihm die schwere schöne Krawatte, die sich auf dem schäbigen Rocke des Bildhauers wunderbar genug ausnahm. Der war verlegen und sagte: „Den Preis sollte ich erst für meine Figur oben bekommen, nicht für den Homer. Und was nützt mir die schöne Krawatte, die paßt nur für einen hübscheren, ich verleihe sie dem Rieck weiter mit Erlaubnis.“

Lora stimmte zu: „So, da seht wieder ein-
St. 9

mal, nun gebe ich einem schon den Preis, dann will er ihn aber gar nicht und schenkt ihn weiter. Gut denn, so haben Sie, Bluthaupt, das Band.“ Damit schaute sie diesen streng an, als sei das eine Strafe, in Wahrheit gönnte sie ihm am liebsten die Auszeichnung. Der aber war jünger als Pera und band sich die Krawatte sorgfältig unter den Kragen und ließ sie sich wohlgefallen.

Dann schälten sie die gepflückten Erbsen am Tische unter der Linde, wobei Lora die Fingerfertigste war im Enthülsen, während die jungen Leute einander mehr mit den leeren Schoten bewarfen und mit Spottreden frozzelten, als nützlich mittaten.

Endlich lieferte man die Schüssel in die Küche und begab sich ins Turngemach, wo nach gewohnter Sitte wieder die feierlichste Tafel gedeckt war.

Am Fußende des Tisches aber stand eine unförmliche, eingewickelte plumpe Masse: Peras Gipsmodell. Lora, deren Wohlgefallen an der eleganten Tafelordnung durch dieses Ungetüm verletzt war, woran sie im Augenblick gar nicht dachte, rief: „Was ist denn das wieder für ein Unfug?“

„Das bin ich,“ gab Pera zurück.

„Ach so, also sind Sie nichts als ein Hindernis.“

„Wahr geredet, liebes Törchen,“ sagte Niedeck bedeutend, „jedes Kunstwerk ist nichts als ein Hindernis, beliebt ist alles andere!“

„Nun wollen wir die Statue enthüllen, in Gottes Namen, wie heißt die Gruppe? Darbietung, nicht wahr? Also, die Hülle falle!“ gebot Lora.

Pera wickelte langsam die Stricke los, mit denen die Tücher umwickelt waren, bis sich die gelbliche Masse befreit erwies: Ein nacktes Weib, schlank, doch reif, hielt mit den beiden Händen ihre Brüste einem Jüngling entgegen, der streng auf sie sah. Ein eigentümlicher Ausdruck von listiger Schwärzerei, von bewußter Selbsthuldigung lag in den Zügen des Mädchens, während der Knabenmann entrückt fremd, unwissend stolz dastand, als gehöre ihm mehr und gebühre ihm andres, als was ihm zärtlich angeboten wurde. Obgleich aus unedlem Stoffe geformt, schien etwas vom wahren Leben des menschlichen Körpers, des höchsten Werkes der schaffenden Natur in dieser Gruppe zu atmen, eine innerste Bewegung war ihr mitgeteilt und schwebte über dem Ganzen, eine Einheit des Gedankens von Schöpfer und Bild verband die beiden Figuren und zog die Betrachter in diesen geheimnisvollen Lebenskreis hinein.

Die jungen Leute verstanden zwar nicht so tief

und so scharf, was hier gewollt war, aber sie ahnten es doch und schwiegen verlegen, nur Krehan hielt sich zu einer ausdrücklichen Anerkennung verpflichtet: „Sehr fein, geschlossene Komposition, in Marmor gedacht, recht aus dem Stein genommen!“

Kieck schlug leise auf Peras Schulter.

Lora aber schüttelte den Kopf: „Was ist das nun für eine wunderliche Bescherung, lieber Pera? Was haben Sie sich eigentlich gedacht, soll ich diese unanständige Sache in meiner Wohnung aufstellen, was müssen sich die Leute denken? Ich muß mich ja damit schämen, so hübsch es ist.“

Pera sagte trocken: „Und das Modell müssen Sie auch noch bezahlen, der Gipsgießer verlangt vierhundert Kronen.“

„Was, vierhundert Kronen? Ja, sind Sie verrückt, Pera, vierhundert Kronen für ein Stück Gips, woher soll ich denn das nehmen, halten Sie mich für eine Millionärin?“

„Wofür ich Sie halte, will ich lieber nicht sagen, verehrte Dame, aber Sie haben das Modell bestellt, ich glaubte immer, Sie würden es auch in Stein ausführen lassen, da wäre es freilich erst das Rechte.“

„In Marmor auch noch etwas, was ich ver-

stecken muß, damit kein Besuch es merkt? Das Kompromittiert mich ja.“

„Armes Törchen,“ lächelte Kieck.

„Eure Kunst richtet mich zugrunde,“ klagte Lora wehmütig, „wo soll ich das Ding nur hinstellen?“

„Hier in das Turmzimmer auf einen schönen Sockel.“

„Freilich, was denn, ich muß es rein ins Schlafzimmer verstecken.“

„Dort paßt eine solche Darbietung auch am schönsten hin, das ist die rechte Stimmung dafür,“ wieherte Krehan.

„Genug jetzt, Sie sind ein frecher Mensch,“ zürnte Lora. Da trat Marie feierlich mit einer dampfenden Schüssel ein. Sie warf einen Blick auf die Plastik, erblaßte und hatte gerade nur noch Zeit, ihre Last niederzustellen, so war sie erschrocken.

„Bei uns in Deutschland kommt so etwas nicht vor,“ stellte Krehan fest.

Marie sagte nichts, sondern setzte sich gottergeben nieder.

„Nun, wenn Sie die Gruppe nicht haben wollen, kann ich sie ja wieder mitnehmen, nur den Gipsgießer müssen Sie bezahlen, Gnädige, denn dem bin ich die vierhundert Kronen schuldig.“

„Nein, Pera, lassen Sie das große Ding hier, schön ist es ja, seien Sie nicht so beleidigt; wissen Sie, ich habe eben zweierlei Urteil. Als Kunstwerk bewundere ich die Gruppe ja, aber sie macht mir eben Verlegenheit.“

„Das ist so das Werk und die Welt, das Weib und die Dame, die Darbietung und die Empfängerin,“ glossierte Seyffert-Franz.

„An welche Frau haben Sie denn bei dieser frechen Gebärde gedacht, Pera?“ fragte Lora.

„An ein Weib,“ brummte Pera.

„Haben Sie ein Modell benützt?“

„Für den Körper freilich.“

„Und fürs Gesicht?“

„Die Gesichter hab' ich im Kopfe.“

Rieck, der unverwandt die Gruppe betrachtete, fragte: „Findet ihr nicht, daß sowohl das Weib, als der Mann ein wenig an Pera erinnern? Das ist mir übrigens schon oft bei seinen Sachen aufgefallen, daß sie in irgendeinem innersten geheimsten Zuge irgendeinem innersten, geheimsten Ausdruck seines eigenen Gesichtes ähnlich sind. Man könnte nicht sagen, worin, es ist keine äußere Ähnlichkeit, eine ganz verschlossene, und es bildet wohl jeder Künstler immer nur sich selbst, sogar wenn er seinen fremdesten Wunsch aus-

drückt. Darum ist auch jedes Kunstwerk einzig auf der Welt und verewigt nicht eine Gestalt von dieser Erde, sondern eine Seele, die sich in ihm forterbt und besteht. So wird um einen Bildhauer selbst ein Gipsmodell gegossen, oder Bronze oder Marmor, das verzehrt ihn, frißt ihn auf und bewahrt ihn in einer fremderen, teureren, wahren, aber zugleich unverkennbareren Gestalt. Bist du's oder bist du's nicht, Pera Illitsch?"

„Ich bin's," sagte der.

Unterdessen ging die dampfende Schüssel mit den grünen Erbsen und jungen Kartoffeln um, dazu wurde von des alten Obwegers Rheinwein getrunken.

Lora sah verlegen drein, denn sie fühlte, daß sie sich doch der großen Angelegenheit nicht ganz gewachsen gezeigt hatte, sie war rot im Gesicht und erhitzt, sie schwieg. Endlich hob sie ihr Glas: „Sie haben recht, Pera, Ihre ‚Darbietung‘ ist eine schöne Sache, und ich bin eben ein dummes Publikum," damit trank sie ihm zu. „Nichts für ungut, ich werde die Gruppe bei mir aufstellen und den Gipsgießer will ich bezahlen, wie ich wieder bei Gelde bin, heute habe ich nichts als grüne Erbsen."

„Und weißen Wein," ergänzte Krehan.

„Schon gut,“ sagte Vera und blickte auf seinen Teller nieder.

Ein goldenes Abendrot sah durch das Fenster voll und groß und streng auf die vegetarische Tischgemeinschaft.

IX

Im Frühherbst erwartete Lora den Imkerschuster aus dem Dorfe, damit er ihren Bienenstock ausnehme, den Honig schleudere, die geleerten Rahmen wieder einsetze und eben alle nötigen Arbeiten besorge, da sie doch nur den hübschen Anblick des belebten Staates beehrte, aber nichts mit der Mühe seiner Erhaltung zu tun haben mochte. Nun war der Imkerschuster, wie die meisten Zeidler, kein gewerbsmäßiger Honig-, Wachs- und Bienenprofessionist, sondern eben ein Schuster, der die Zucht als Liebhaber betrieb und verbreitete, andere Leute dafür zu begeistern suchte als für einen edlen Sport und ihnen freiwillige werktätige Hilfe leistete, wofern sie selbst den Betrieb nicht genau genug verstanden. Da Lora ihm außerdem die Instandhaltung ihres größeren Schuhwerkes anvertraute und dadurch etwas zu verdienen gab und als allenthalben leuchtende

Schönheit auch dem niederen Manne ins Aug' und Herz schien, war der brave Mann um so mehr zum Beistande bereit. Es ging zwar nicht an, ihn dafür zu bezahlen, aber man konnte ihn anderweitig entschädigen. Und das wurde zart dadurch angedeutet, daß man ihn einlud, sich etwa durch seinen Buben an der gleichzeitigen Marillenernte zu beteiligen, die eben bevorstand, indem die Aprikosenbäume als in einem besonders guten Jahr früh schon in schweren Obstlasten gebeugt der Entladung harrten, die nun stattfinden sollte, so daß die goldenen Früchte des Gartens und der Waben unter einem einzutragen waren.

Am Nachmittag erschien daher der Zimferschuster wie zu einem förmlichen, standesgemäßen Besuche, sorgfältig gekleidet und mit seinem zugehörigen Gerät und brachte seinen Sohn, einen halbwüchsigen Burschen mit, der einen großen Korb trug, in welchem er des Schusters Anteil an der Marillenernte einheimfen wollte.

Zunächst begab sich die ganze Gesellschaft, der Zimferschuster, sein Bub, Lora Obweger und die unvermeidliche Schar der Jugend, auf die Höhe des Gartens, zum Bienenstock, wo der kundige Zeidler sogleich die nötigen Arbeiten einleitete.

Während er nach der Art fleißiger und sachkundiger, ihre Zeit genau wahrnehmender Leute jeden Griff mit harter, knapper Sorgfalt verrichtete, taten die Zuschauer ringsherum Fragen an ihn, die er nicht unwirsch zwar, aber nebenher und mit einer leise verächtlichen Höflichkeit erwiderte, als wollte er jedesmal zu erkennen geben: „Was ihr da herumfragt, ist ja doch nur in die Luft gefragt, was euch interessiert, ist ja doch nur der windige Zeitvertreib; wie soll man euch müßige Frageburschen ernst nehmen?“ Ein feinerer Mann hätte etwa verbindlich gelächelt und die Antworten verbindlicher erteilt, um seine etwaige Geringschätzung der Unkundigen höflich zu verbergen, aber den Arbeitenden und grob um den Tag mit dem Tage Bemühten wird die Gabe des Lächelns nur schwer gegönnt und sie können Gleichgültigkeit nicht verstehen, da hiezu Muße gehört; was sie betreiben, kann ihnen nicht anders als äußerst wichtig gelten, und wer dies als Unbetheiligter mit Fragen und Reden neben- oder obenhin behandelt, gilt ihnen von rechtswegen als Feind und spielerisch. In ihrem Reich ist kein Raum für gelassenes Spaziergehen.

Er hob also die vollen Waben aus, löste die Rahmen sacht auseinander und breitete sie auf

den Kassen; die Bienen saßen in runden, schweren, braungoldenen Ballen darauf und summten. Dann nahm er Wabe für Wabe, das heißt, jeden einzelnen Rahmen her, strich mit einem großen Federbusch sacht die unzertrennlichen Arbeiterinnen ab, die zuerst ratlos um ihn hersummten, bald aber sich zu den restlichen Rahmen auf den Boden niederließen; hierauf tat er den von Wachs und Honig übertollen Rahmen in die Schleuder und entleerte ihn, nahm den zweiten und verrichtete das Gleiche. Inzwischen fragte ihn Rieck um die Königin und um die Drohnen und um die jungen Bienen und um ihre Arbeiten. Und Krehan wollte wissen, was geschah, wenn zwei Königinnen einander im Stocke bedrohten, oder wenn keine Königin da war. Der Schuster erzählte farg vom Bau der Zellen und wie die größeren für die Drohnen gemacht würden, denen als wertlosen Männchen keine besondere Bedeutung zukam, und wie die Zellen von den Bienen bereitet wurden, nachdem die Königin das Ei hineingelegt hatte. Sie müssen eben für die Zukunft ihres Geschlechtes und für neue junge Staaten Sorge tragen, darum bebrüten sie ein paar Zellen besonders eifrig und länger als die anderen. Daraus entwickeln sich dann fruchtbare Weibchen, künftige

Königinnen und Bienenmütter. Ließe man sie vor der Zeit aus dem Gefängnis ihrer Zelle, so gäbe es einen blutigen Kampf der alten und der jungen Herrscherin im Stocke, darum hüten die Arbeiterinnen den Wachsverschluß, aber die reife neue Königin-Prätendentin „tutet“ indessen gewaltig in ihrer Zelle, eine zweite in einer andern, die Untertanen im Stock wissen, daß Neues vorgeht und sind aufgereggt und wirbeln durcheinander, es bilden sich Parteien. Die Anhänger des alten und des neuen Reiches sammeln sich, im Hause wächst ein rasendes Summen und Surren, eine unerträgliche Hitze macht den Aufenthalt schwierig, darum bleiben Scharen draußen, hängen in braunen Ballen vor dem Flugloch. Das starke „Vorliegen“ verkündigt die nahende Teilung der Staaten, bis endlich das alte Volk um seine alte Königin, wie aus dem Stock herausgepreßt, ins Freie sich wälzt, gleich einer Wolke in die Lüfte steigt und in jubelndem Schwarmgesange braust, während die jungen Staaten nachkommen und wieder in großen Trauben sich an dem nächsten Baume an irgendeinem Aste, um ihre neue Herrin gesellt, anklammern, um vom Zeidler gefaßt, in einen bereiten zweiten, dritten Stock eingetan, ihr vorbestimmtes Staatswerk zu beginnen. Im alten

Haus aber dürfen zwei Königinnen nicht leben. Es gibt etwa blutige Kämpfe, bis nur eine übrig bleibt. Tritt aber der Fall ein, daß ein Stock ohne Herrscherin ist — darum hatte Krehan sich besonders interessiert —, so bauen die Bienen flugs eine Zelle um, erweitern sie entsprechend, bebrüten sie stärker, füttern die Larve und schaffen sich so ihre Gebieterin. Oder sie wählen gar eine ihresgleichen, eine Arbeiterin, zur Königin, indem sie sie der Arbeit entbinden, gut ernähren und pflegen, dann wird sie fruchtbar und der Würde fähig.

„So kann also ein ganz gemeines Frauenzimmer Königin werden, wenn es nur nichts zu arbeiten braucht und sich einem angenehmen Wohlleben überlassen darf,“ stellte Krehan fest.

„Ja,“ bestätigte der Zinkerschuster, „aber dafür muß es dann auch fünfzigtausend Eier legen.“

„Pfui Teufel!“

Während der Zeidler diese Arbeit tat und die Fragen beantwortete, umsummt von den Bienen, zuweilen Lora Obweger ansah, die in ihrer schönen sommerlichen Freundlichkeit da stand, schaute sein Bub, den großen Korb müßig mit dem rechten Arm über der Schulter haltend, von einem zum andern, auf den leeren Stock, auf die Bienen-

häuflein an den Rahmen, auf die jungen Leute, auf die vornehme Dame in ihrer Mitte, in den blauen Himmel oder sonst wohin, wo es für einen Buben was zu sehen gab. Der Imkerschuster, der bei der dringendsten Arbeit gleichwohl auf vielerlei achtzuhaben gewohnt war, streifte ihn mehrmals mit einem strengen Seitenblick, den der Junge aber entweder nicht merkte oder nicht verstand. Endlich riß dem Alten die Geduld und er brummte den Sohn an: „Na, was wird's, mach' dich auch an deine Arbeit.“ Der Bub schreckte zusammen, riß den Korb von der Schulter und rannte in den Garten hinab, um seine Marillen, den verheißenen Lohn des Bienendienstes einzubringen.

Als alle Rahmen ausgeschleudert waren, packte der Imker die Wachswaben als seinen Anteil an der Ernte zusammen, Lora bekam das volle Honiggefäß, eine zurechtgerichtete Kunstwabe, an welcher die schwierige erste Zellenwand eingestanzt war, tat der Schuster in den Stock und strich dann die braunen Bienenhaufen von den Rahmen, auf denen sie untätig brummend saßen, einen nach dem andern in das alte, wohlvertraute Gefängnis. Und flugs stürzten sie sich auf die Wabe und begannen ihre Arbeit, denn nun hatten sie

glücklich wieder zu tun. Sie summten davon und kamen wieder. Und hie und da hielt eine leise surrend vor dem Flugloch, wippte schnell und freudig mit den Flügeln, indem sie sich auf den Beinen erhob, die vordersten spreizte, den Hinterleib hochhielt und also „präsentierte“, was ein Zeichen ihres Wohlgefallens bedeutete, wieder zu Hause zu sein und zu schaffen. Das war der Freudengesang der arbeitenden Timmen.

Als der Schuster fertig und von der Gesellschaft begleitet, vor dem Hause angelangt war, hatte auch der Bub seine Leistung vollbracht, stand mit seinem von Marillen vollgehäuften Korbe da und Vater und Sohn konnten sich zufrieden empfehlen.

Die Gesellschaft aber begab sich in das Turmgemach, um den eifrigen Tag durch ein Abendfest zu feiern, als hätten sie insgesamt eine schwere Arbeit hinter sich gebracht. Was sollte man veranstalten? Marie mußte einen Walzer spielen, man wollte vielleicht tanzen. Marie, die pflichtgemäß für alle Dinge aufzukommen hatte, welche ihre Herrin gerade verlangte, ließ sich also am Flügel nieder und begann die „Donauwellen“ zu spielen. Lora aber nahm Krehans Arm und tanzte einen „Kunstwalzer“, wie sie es nannte, das

heißt, sie wollte ein Bild darstellen nach der Zeichnung von Reznicek aus dem „Simplizissimus“, die dazumal gerade besonders beliebt war und in welcher ein eleganter junger Mann eine schöne, in seinen Arm mit lüsterner Gelassenheit gelehnte Frau sanft und scheinbar gleichgültig, aber voll Begehrlichkeit langsam im Takt des Walzers hingleiten und schweben läßt. Das sinnlich anmutige, gefallsame, nicht eben sonderlich bedeutende Bildchen konnte ganz wohl eine Dame von Welt reizen, es einmal aus eigenem zierlich wahr zu machen. So ließ denn Lora Obweger ihren Kopf mit dem vollen roten Haar schmachtend über Krehans Schulter hängen, indes sie mit den listigen grauen Augen nach Pera Illitsch, nach Heinrich Rieck, nach den Seyffert, nach Citron blickte, je nachdem sie im sachten Umschwung des Tanzes einem gerade nahe kam, mit der freien Linken aber faßte sie den Rock ihres blaugestreiften Satinkleides, daß die zarten Beine in den weißen Lederschuhen hervorschielen. So schwang und schwebte sie wie eine an leisem Stiel gehaltene Welt der Freude und des Genügens, den großen Mund mit den schmalen Lippen zu einem sanften, fragenden Lächeln halb geöffnet rundum in dem Raume, der aber dank der Geschicklichkeit des

führenden Tänzers auf ein enges Geviert beschränkt blieb, indem er acht hatte, sich und sie immer nur sacht um die eigene Achse zu drehen, auch er nicht ohne mit gefallsamer, triumphierender Gelassenheit den Zuschauenden den roten Schatz grinsend zu zeigen und zugleich zu entziehen, den er in seinen Armen hielt.

Rieck schaute mit Vergnügen, die Seyffertburschen, deren jeder als hübscher hellblonder Bruder der Welt sich besser zu solchem Spiel berufen glaubte, mit eifrigem Reide, Citron mit der Kennerschaft des künftigen Berufsbühnenmannes, Pera Illitsch sachlich diesen Anblick wie jeden andern von der Natur gegebenen mit der ungetheilten Leidenschaft des aufnehmenden Auges an. Rieck flüsterte ihm zu: „Sie ist doch wohl die hübscheste Figur weit und breit, das muß man sagen.“

„Man müßte ihren Körper sehen, nicht bloß das Kleid. So macht sie einen Ritsch, wie das Bild, das sie kopiert. Modellieren müßte man sie können.“

„Du brauchtest sie zu nichts als zu Stein, aber die rote Gnade ist schönes Fleisch und Blut, nichts für dich,“ flüsterte der Seyffert-Franz. „Nichts für uns,“ wiederholte der Seyffert-Johann und schüttelte verdrießlich den Kopf.

St.

10

Lora mochte diese Reden oder wenigstens deren letzten Hall gehört haben und sagte im Tanzen lachend: „Nichts für euch.“ Endlich löste sie sich außer Atem vom Arme Krehans los, wehte wie ein sinkendes Blatt davon auf einen Armstuhl, in den sie sich seufzend behaglich zurückstreckte. Marie wollte den Walzer beendigen, da es nun für sie nichts mehr zu tun gab, aber Franz Seyffert rief: „Nichts da, weiter mit der Musik, wir wollen auch tanzen und noch schöner. Hört, wir wollen einen andern Kunstwalzer machen, jeder für sich, aber im vollen Tanz, muß sich entblättern bis auf die schickliche Unterkleidung, versteht sich, wir setzen voraus, daß jeder entsprechend versehen ist, und wer der erste fertig ist, hat gewonnen.“

„Aber, aber,“ entsetzte sich Marie.

„Bei uns in Deutschland,“ seufzte Krehan.

Lora Obweger lachte ausgelassen: „Gut, meinwegen, aber für die Schicklichkeit seid ihr mir verantwortlich und daß ihr mir schön tanzt als die Affen, die ihr sein wollt.“

Marie drehte sich zu den Tassen, um das Ungeheuerliche nicht zu sehn, dem sie da aufspielen sollte und wußte sich frei von Schuld und begann.

Die Jünglinge aber tanzten wie besessen und

knüpften dabei immer im Takt den Kragen ab, lösten die Halsbinden, fuhren aus den Rockärmeln, immer im Takt, entfesselten die Westen, wobei sie sich immer leidenschaftlicher bewegten, wie tanzende Derwische heulten, einander schalten, daß keiner etwa einen Augenblick stillstand, um sich besser seiner Aufgabe zu entledigen und warfen die Kleidungsstücke dabei in alle Ecken, so daß ein Wirbel von Kragen, Westen, Hosen herumflog. Pera schaute zu. Lora jubelte: „O diese Narren!“

Rieck war der erste, die zwei Seyffertburschen nach ihm, Citron der letzte fertig, und nun hüpfen sie wie arme Schächer atemlos, keuchend, eifernd, einander scheltend umher in den Unterkleidern wie Beraubte und versuchten immer neue erschwerendere Kunststücke, der eine, indem er auf einem Beine als ein Storch im Takte weitertanzte, der andere, der Johann Seyffert, indem er sich mit den Armen an dem Bufett hochzog und bloß mit den Beinen als an einem Zehenstand mit aller Zartheit das Maß angab, Citron, indem er rhythmisch tiefe Kniebeugungen machte, was bei seinen krummen Beinen doppelt spaßig erschien. Marie wollte immer wieder mit dem Spiele aufhören, aber so oft sie abzubrechen Miene machte, klatschte

Lora in die Hände: „Nichts da, die Affen müssen weitertanzen.“

Endlich fiel jeder in einen anderen Stuhl, lachend, beschämt und ergötzte sich an dem sinnlosen Aussehen des Nächsten.

Nun nahm Lora den Arm des langen Krehan, nickte den müden Narren von oben her zu: „So, jetzt ruht euch ein wenig aus, macht wieder Toilette, wie es sich gehört und geht nach Hause. Heute kann ich euch nicht brauchen.“ Krehan grinste wohlgefällig und das Paar verschwand. Ein paar Töne von Loras Lachen klangen von draußen herein und ihre leichten Tritte auf der Stiege.

X

Nieß hatte in diesem Sommer manches Entscheidende erlebt, er war deshalb von Lora Obwegers unterer Villa fortgezogen und hatte sich irgendwo in Hiezing einquartiert. Aus manchen Ursachen hatte er Lora von allen diesen Veränderungen nichts sagen wollen und eine kleine Reise seiner Gönnerin benutzt, um sacht aus ihrem Kreise zu verschwinden; da er nur wenig Gepäck hatte, war er schnell und ohne viel Aufhebens

davon. Aber man läßt an einem guten Orte immer viel zurück: Gedanken und Wünsche und Erinnerungen an liebe Zeit; bleibt man auch ein Narr, so trägt man doch andre Kappe, hat man Sorgen abgeladen, so war's nur, um neue auf sich zu nehmen, und die alten dünken einem lieblich als verschollene Sage; verjährter Kummer gleicht einem verwelkten Kranze, man möchte selbst seine Dornen wieder in die Stirne drücken fühlen, um der Rosen willen, die dabei waren.

Er hatte sich wohl mit einem Billett von Lora verabschiedet, ihr für die Gastfreundschaft gedankt, den Verkehr nur gleichsam unterbrochen, nicht abgeschlossen, aber es schien ihm doch unpassend, so ganz ohne nähere Erklärung zu verschwinden wie ein Flüchtling. Er mußte mit Lora noch einmal ausführlich reden, aber zugleich unterfing er sich der heiklen Sache nicht gern und verschob sie von einem Tag auf den andern. Er machte wiederholt Ausflüge nach Weidlingau, um ihr etwa zu begegnen. Jedesmal, wenn er durch die dunkle Kastanien- und Lindenallee von Hacking zum Bahnhof, von dort über den sonnbeschienenen Damm längs des Wienufers gegen Maria-Brunn wanderte, hoffte und fürchtete er, Lora zu treffen, die sonst hier spazieren zu gehen pflegte. Er stellte

sich immer vor, jetzt und jetzt müßte ihre große, schmale, schlendernde Gestalt von weitem auftauchen, er kannte ihren Gang, und ihre schön hinfließenden weißen oder rohseidenen schloßfarbenen, spizenbesäumten oder violetten Kleider und lichten Schuhe müßten unversehens erscheinen; der große Hut, der dieses rote Haar deckte, müßte gelb wie Korn wippend ihn grüßen, ihr großer roter Mund müßte ihn freundlich anlachen. Aber sie kam ihm nicht entgegen. Wenn er dann das schmale Sträßchen zum Mühlberg und längs der Ziergartenmauer einschlug, schaute er nach ihrer Burg hinauf, ängstlich, ob er den Rauch von ihrem Schornstein wehen sah, der galt ihm wie eine aufgezugene Fahne als Zeichen ihrer Anwesenheit, denn wenn sie daheim war, wurde immer was gekocht: ein feiner Tee zum Frühstück, oder Mittagessen und Abendmahlzeit und guter Kaffee am Nachmittag. Aber in diesen ganzen sechs Wochen fehlte der blaue Rauch.

Heute sah er ihn langsam aufsteigen und in der Abendluft des wolkenlosen Septembertages sich zierlich kräuseln und lösen. Heute war sie also wieder hier. Da fürchtete er sich und beschloß, am liebsten ungefragt und ohne Gruß vorbeizukommen als ein unbetheiligter Spaziergänger,

wenn es nur irgend möglich war. Daher senkte er den Kopf, um nichts und niemand zu sehen und das Haus blind zu passieren. Mit Herzklopfen schritt er am Gartengitter vorüber. Da rief ihre Stimme von der Höhe: „Bluthaupt“. So war er also ertappt und mußte hinaufgehen. Er fand sie oben im freien Teil des Gartens, in der Nähe des Bienenstockes, wo die Hecken an den höheren Büchel des Berges schlossen, auf einem Grashügel sitzen. Sie hielt die Arme um die Knie gespannt und den roten Kopf geneigt und sah nicht einmal auf, als er vor ihr stand. Erst als er ihr die Hand bot, gab sie ihm die ihrige und schaute ihn einen Augenblick nur an mit ihren Augen, die von Tränen verdunkelt, ihm jetzt meerblau schienen wie noch nie zuvor. Er setzte sich neben sie und eine Weile schwiegen beide. Und da er an seiner Rechten den sanften Bug ihres Körpers unter dem leichten weißen Hausfleide, den Duft ihres Haares in zutraulicher Nähe, in willkommener Ruhe und ganz wunschlos spürte, als die liebe treue Wärme einer guten Frauenfreundschaft, wunderte es ihn gar nicht weiter, ja es schien ihm genau der klaren Abendstunde angemessen, daß sie mit einem Male den linken Arm um seine Schulter legte und

seufzend zu ihm auffah, indem sie den Kopf halb über seinen Knieen zu ihm emporwandte und weinend sagte: „Ach, Bluthaupt, ich bin recht unglücklich.“ „Ja, warum denn, liebes Lörchen, was ist Ihnen denn geschehen?“ Und wieder war es ihm gar nicht wunderbar, als sie bei diesen Worten ihre Lippen so rundete, daß sie durchaus seinen Trost von obenher empfangen mußten, wie er denn angemessen seinen Kopf auf den dargereichten ihrigen senkte und den großen, schmerzlich bittenden Frauenmund leise küßte. Daß er dann aber länger auf diesen so schön an die feinen passenden Lippen verweilte und um die Haltung sicherer und genauer zu behaupten, seinen Arm um ihren Oberkörper legte und sie so zugleich eng und fern bei sich hatte, kam ihm, während er es mit aller gebührenden Hochachtung würdigte, doch einigermaßen fremd und aus der Absicht vor. Nun war aber die Szene einmal von dem Schauspieldirektor der kleinen Menschheit so gestellt und angeordnet, da mußte man sich immerhin drein ergeben. Er dachte bei ihrer unverhofften, schmerzlich sich tröstenden Nähe allerdings nicht so sehr an seines eigenen Lebens mittlerweile aufgetauchte Hinderungsgründe, die haben einen jungen Menschen selten vom richtigen Genuß

eines Augenblicks aufgestört, aber an den langen Krehan. Sie hatte ja den und in einem Wettbewerb mit diesem Weltmann als Nachfolger nicht zu siegen, sondern Ersatz zu bieten, widerstrebte ihm. So eitel und so töricht ist man schon, daß man keine rechte Freude findet, als der spätere, bessere endlich erkannt zu werden. Die Eigenliebe bleibt ja doch das allerverletzlichste Kraut. Wenn Lora den Krehan hatte! Dieser törichte Gedanke, ein Gedanke nur, aber scharf und hart wie ein Schwert, legte sich kühl und fremd zwischen diese zwei Lippenpaare, die beisammen und zwischen diese beiden Gestalten, die einander so nah waren. Darum kam es, daß sich ihr Mund von seinem, oder seiner von ihrem, noch um eins schmerzlicher, weil es eine doppelte schwerere Trennung war, löste, daß ihr Arm und seiner voneinander sich hoben, daß sie wie ein paar Augenblicke früher still nebeneinander saßen, daß Lora wieder ihre beiden, nun müßigen Arme um ihre Kniee mit ineinanderverschränkten Händen spannte, das Haupt um eins tiefer neigte und nun ganz in Schluchzen wiederholte: „Ach, Bluthaupt, ich bin recht unglücklich.“

„Ja, warum denn, liebes Lörchen?“ fragte Rieck und wiederholte das frühere Stichwort um

eins trauriger, denn er wußte, was auf die Frage eigentlich gesagt werden wollte: „Weil ich einen andern hatte, den ich nicht mag.“ Zugleich troßte er aber im stillen: „Hast es ja so eingerichtet.“

Jetzt begann die junge Frau recht durcheinander zu klagen und sich ihren Verdruß vom Herzen zu reden. Ein andrer hätte es nicht verstanden und gewürdigt, denn wahrlich kein Wort paßte auf's andere, sondern nur, wenn und indem Rieck die verschwiegenen Zwischengedanken richtig ergänzte und auslegte. Also: sie war so allein auf der Welt und ein Frauenzimmer ist einmal nicht für die Einsamkeit gemacht. Sie brauchte jemand, auf den Verlaß wäre, dann wäre sie auch jemand und könnte einem wohl etwas ordentliches bieten, aber so nehme jeder von ihr nur seine Laune und eine hübsche Stunde und plünder sie eigentlich, ohne daß sie selbst davon irgendeinen rechten Nutzen habe; Gäste, die gab es wohl genug, aber Menschen und ein dauerhaftes Gefühl fehlten ihr ganz und gar. So laufe sie als eine hübsche runde Null auf der Erde herum und suche überall einen Inhalt. Was sie etwa selber treibe und unternehme, sei nichts Rechtes. Sie müsse sich freilich schämen, derlei so glattweg zu gestehen, aber nun sei es einmal schon wahr und herausgesagt. Eine

Frau wie sie, bekomme ihre Farbe und ihren Geist, ihren eigentlichen Inhalt und Charakter, Güte und rechten starken Weltwillen nur durch ein wahres Gefühl, durch Liebe, die ihr zu schaffen mache und, wenn's sein müsse, auch durch eine feste Hand, selbst durch Strenge. An etwas sich zu halten, täte ihr not, aber ihr Leben sei so arg bestellt, daß jedermann sich an sie halten wolle, ohne daß sie einen fände, der sich zur Stütze für sie böte. Wie leicht und gern sie ihr Hab und Gut und sich selbst ohne Frage hergebe, geizig sei sie wahrlich nicht und treibe keine Spekulation mit Herzen, so wünsche sie doch inständig, einmal auch nach Lust zu empfangen, da bleibe aber ihr Haus leer und sie könne keinen Preis erfinden und austheilen, der ihr einen solchen Halt gewinne. Rundum reise und fege sie nun jahraus und -ein auf der Welt herum, sich selbst zu gewinnen und zu suchen, aber ganz vergebens. Da sei sie nun müde und habe es satt. Das allerunerquicklichste Studium: an sich selbst müsse sie immerzu betreiben, und da an ihr leider nichts sei, lerne sie nur die bare Verzweiflung. Rieck tröstete sie, indem er mit der Rechten sanft über ihren schönen roten Scheitel strich: „Aber liebste Lora, Sie haben doch ein geräumiges Haus, einen großen

Garten, so viele Gäste sie nur wollen, Musik und Tanz und auch Geld genug, um zu reisen und sich von überallher neue Eindrücke zu holen; Geschmack und Laune an hübschen Dingen haben Sie auch, Sie müßten doch nicht klagen.“

„Bluthaupt, sind Sie denn ein Kind, daß Sie ein Weib wie mich so trösten wollen, das einen Mann braucht.“ Dabei errötete sie tief und verbesserte sich gleich: „Oder vielmehr einen Vater brauche ich, sehen Sie, ich bin zur Freiheit nicht geboren und erzogen, darum finde ich mich so schwer in der Freiheit zurecht. Mein Vater war ein Pastor dort oben und erzog mich in lauter Pflicht, Glauben und strenger Sitte. Man wird nicht satt von der Moral. Ich konnte mich nicht rühren vor lauter Genauigkeit, Arbeit, Gehorsam und Angst. Ich mußte Lehrerin werden, ich studierte mit furchtbarem Überdruß, hübsch war ich schon damals und wußte es natürlich, und Schönheit ist doch bei uns Frauen die beständige Revolution gegen alle Erziehung. Wer will Pflichten, Glauben, Sittenstrenge, Arbeit, Gehorsam, Lehrgegenstände von Herzen anerkennen, der ein hübsches Gesicht hat, wer will Habachtstehen und in Reih und Glied marschieren, der tanzen kann. Da streiten zweierlei Zwänge, beide sind auf ihre Weise un-

erbittlich und hadern in einem fort gegeneinander. Die Schönheit sagt: Ich will etwas von mir haben, ich lebe kurz, so will ich mein Vergnügen; die Erziehung sagt: du bist ein ernster Mensch, du mußt etwas lernen und deine bösen Wünsche niederkämpfen und etwas Rechtes auf der Welt ausrichten, einen Beruf haben und so weiter. Warum denn? begehrt die Jugend auf. So eifern die Sitte und die Eitelkeit beständig gegeneinander und ziehen einen hierhin und dahin. Als ich gerade mit der Lehrerinnen-Bildungsanstalt fertig war, starben meine Eltern und hinterließen mir unverhofft genug ein kleines Vermögen. Sie können sich denken, wie meine Ungefeßlichkeit da zu tanzen anfang. Aufsicht und Strenge waren ja vom Schicksal selbst weggeräumt, die Eitelkeit aber hatte noch ein Stück Geld auf die Hand bekommen. Damit ging ich nach Berlin und wollte lustig leben. Das bißchen Erziehung und die alte harte Stiefmutter Pflicht zwangen mich, eine Stellung als Lehrerin anzunehmen, so gab ich denn ungezogenen Mädchen Unterricht, denen ich beibringen sollte, was ich selbst nicht besaß. In der freien Zeit aber gehörte ich mir allein. In der großen Stadt konnte die Eitelkeit sehr bald und mehr als recht lernen, sich zu rühren und zu tan-

zen. Ich will es Ihnen nur gestehen, hierin bekam ich bald den rechten Unterricht und machte bedeutende Fortschritte. Ich kam in Kreise freier, moderner Menschen und lernte einen jungen Mann kennen, der mich so recht in das heutige Leben, in den neuen Geist einweihete. Ich weiß nicht, soll ich ihn einen Schurken nennen oder dankbar sein, meine Eitelkeit ist eigentlich noch heute mit ihm zufrieden, meine Erziehung und Sitte sagen freilich, daß er ein rechter Lump war. Heute ist er übrigens ein Schriftsteller von Ruf und gutem Namen. Sie würden staunen, lieber Bluthaupt, er ist eine Persönlichkeit.“ Während sie dies sagte, halb im Zorn gegen den Mann, halb in wohlgefälliger Erwägung seines Ranges, richtete sie das Haupt auf und sah stolz drein.

Kieck sagte nichts. Sie fuhr fort: „Leider kostete der Freiheitsunterricht mein kleines Kapital, und da ich im Laufe dieser Erziehung meine Lehrstelle aufgegeben hatte, um ganz mir selber zu leben, stand ich nach einem Jahre ohne einen Groschen da und auch ohne meinen Erzieher, der sich, wie ich glaube, nicht ohne einen Nest meines Barvermögens, unbemerkt aus dem Staube gemacht hatte. Da mein Unterricht in der Lebenskunst von ihm wünschbar vollendet worden war, hielt er

offenbar seine Aufgabe für erledigt und verschwand. Er war doch ein ausgemachter Gauner, aber begabt und findig auch. Genug, ich fand mich auf der Straße, und da die Eitelkeit besiegt im Staube lag, erhoben sich das alte Pflichtgefühl, die gute Erziehung und Sitte und klopften sich den Schmutz von den Kleidern und hielten mir Standreden. Es war eine üble Zeit. Ich mußte mir wieder einmal selber durchbrennen, einen neuen Lebenshalt, übrigens auch einen anständigen Erwerb, eine neue Heimat suchen. Berlin war mir gründlich verleidet, ich wollte also in die Schweiz reisen und in Zürich weiterstudieren; in Buchs traf ich den alten Obweger, der bot mir eine Stütze, Geld hatte er auch genug, er achtete und ehrte mich, ich konnte mich erholen, meine Pflicht triumphierte, da hatte sie wieder einen Vater für mich ausfindig gemacht, das weitere wissen Sie ja; nun, das Rechte ist es freilich auch nicht gewesen. Und heute stehe ich wieder dort, wo ich vor Jahren stand. Soll ich denn wirklich nicht aus diesem ewigen Kreise kommen?“

„Und dabei leben Sie doch durchaus nach Ihrem eigenen Wunsch und auf Ihre eigene Art, liebe Lora.“

„Bluthaupt, das ist es ja, ich brauche einen

andern, nach dessen Willen ich lebe, der meinige taugt doch nichts.“

Nun konnte sich Rieck aber nicht enthalten, den fatalen Namen auszusprechen, der ihm auf der Zunge brannte: „Sie haben ja den Krehan.“

Lora fuhr entsetzt auf: „Was sagen Sie, woher wissen Sie denn? Was soll denn das heißen?“

Rieck antwortete verlegen: „Nun, ich denke mir eben, es scheint mir doch so.“

„Hat er etwas gesagt?“

„Allerdings, er hat es auch erraten lassen, aber das war ja gar nicht erst nötig, so etwas sieht man doch, wir leben wahrlich nicht unsichtbar unter der Erde, liebes Lörchen, das darf Sie doch nicht überraschen.“

„So hat er also geschwätzt, das schaut ihm ähnlich, das ist nun die Stütze und der Wille, den Sie mir zudenken! Schätzen Sie selbst ein, was der Krehan wert ist. Und Sie sagen, man weiß das, nicht nur Sie, auch die andern, auch die alte Kätin, auch die Lachnit, alle wissen das?“ Verzweifelt bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und zitterte am ganzen Körper vor Schrecken und Aufregung: „Mein Gott, diese Schande, mit

dem Kompromittiert zu sein! Aber wir wohnen doch getrennt, ich habe mich doch so vor allen Menschen versteckt.“

Rieck lachte: „Aber, liebes Lörchen, die Menschen sehen eben durch alle Wände.“

„Pfui, Bluthaupt! Und ich habe doch die Marie aufgenommen, nur damit niemand was argwöhnen kann. Wozu hab' ich denn diese Gans ertragen, diese dumme, dumme Gans! Diese moralische Langweile, diese aufrechte Sittenpredigerin, diese mit Anstandsregeln gemästete pomerische Gans, ich Närrin. Warum hat mir denn niemand was gesagt? Warum haben Sie mich denn nicht gewarnt? Was wird die Lachnit von mir denken, was mag sie über mich austreuen, wie stehe ich vor den Leuten da? Deshalb ist sie auch heuer gar nicht in meine untere Villa gezogen, darum meidet sie mein Haus. Warum haben Sie mir denn keinen Wink gegeben?“

Rieck lächelte: „Aber, liebes Lörchen, Sie hätten mich schön angeschaut, wenn ich mir so was erlaubt hätte. Was ging mich denn das alles an? Ich dachte, es sei Ihr Wille.“

„Wenn's wenigstens so wär'! Aber ich kann ihn ja gar nicht ausstehen, er ist mir ja längst zuwider, er hat mich bloß überrumpelt und mit dem St.
II

bin ich jetzt in der Leute Mund. Das hat mir noch gefehlt. Sehen Sie, das ist meine Freiheit. Hab' ich nicht recht, daß ich eine harte Hand brauche? Soviel Geld hab' ich leider nicht, um einen Offizier zu kaufen, der hätte etwa die Faust für mich. Überhaupt, das mit der Rente war vom alten Obweger auch fein eingefädelt, nicht rühren kann ich mich. So sieht die Lora Obweger aus."

Rieck schüttelte bewegt den Kopf: „Aber, liebes Törchen, Sie sind doch schließlich frei und wohlhabend genug, Sie schmeißen eben alles, was Ihnen zuwider geworden ist, weg und bestellen sich eine neue Lebensrichtung, wo es sich wieder für eine Weile wohlsein läßt. Was die Mäuler über Sie reden, kann Ihnen doch gleichgültig sein. Nach fünf Kilometern Eisenbahnfahrt ist die Welt wieder neu und Sie waschen Ihre weißen Hände in Unschuld. Das ist ja das Schönste an Ihnen, liebe Lora, daß Sie immer wieder ein glattes, herrliches Blatt sind, auf dem sich eine neue Schöpfung schreiben läßt, ein jedes Lied und jeder Roman und jeder Traum, den man Ihnen zudenkt, macht Ihr Gesicht, Ihr Aug', Ihr rotes Haar, Ihren Mund von neuem wunderbar wie am ersten Tag. Und das müßte doch verteuftelt ungerecht zugehn, wenn Sie keinen lieben Gott fin-

den sollten, der sechs Tage lang aus der Lora Obweger seine Welt machen möchte, um am siebenten bei ihr zu ruhen und zu sehen, daß sie schön ist.“

Lora sah ihn, schon ein wenig getröstet, an und lächelte mit kummervoll herabgezogenem Munde aus den heller gewordenen Augen auf ihre gewohnte listige Weise und sprach still: „Und was ist's denn mit Ihnen, Bluthaupt, Sie haben sich verlobt?“

Da war es an Rieck, zu staunen, in Verlegenheit zu geraten, die Brauen hochzuziehen und zu fragen: „Ja, woher wissen Sie denn? Wer hat es Ihnen denn gesagt?“ Und an Lora war es, zu lächeln und ihm leise auf die Schulter zu klopfen: „Lieber Vogel Strauß, ziehen Sie den Kopf aus dem Sande! So etwas bemerkt man doch, weiß man, erfährt man von allen Späßen auf dem Dache, von allen Zungen in der Munde. Sie sind übrigens kein minderer Narr als ich. Was fällt Ihnen denn ein, sich zu verloben? Und noch dazu mit Krehans gewesener Braut? Was der einmal in der Hand gehabt hat, ist doch von vornherein verdorben. Ziehen Sie kein strenges, abweisendes Gesicht. Ich will ja nichts gegen die Kleine sagen. Hübsch wird sie schon sein, guten Geschmack habt ihr ja alle. Aber sie ist blutarm,

wie ich weiß. Darum hat sie der Krehan ja auch aufgegeben. Nun, Armut ist keine Schande, aber Ehre gerade auch nicht. Und Armut und Hübschsein zusammengenommen geben auch noch keine große Mitgift. Sie haben die arme, verlassene kleine Braut im Winkel stehen gefunden und mit ihr Mitleid gehabt. Das Trösten der Verlassenen gilt freilich für ein großmütiges Geschäft, man kommt dabei leichter zustande, als wenn man stolze Glückliche erobern soll. Mein lieber Bluthaupt, Sie haben sich Großmut vorgespielt und sind dabei in lauter Bewunderung Ihres edeln Charakters warm geworden und haben sich selbst als guten Hochzeitsbraten geschmort. Und jetzt werden Sie mit Haut und Haar gespeist. Sie sind ein armer Bursch, noch ärmer als andre, weil Sie eine brotlose Kunst betreiben. Und in solchem Stande wollen Sie ein armes Ding heiraten? Das wird eine schöne Wirtschaft. Haben Sie sich die Zukunft so recht genau vorgestellt? Herr Musiker Hab=kein=Geld und das hübsche blonde Fräulein Braut Hab=auch=nichts=als=dich, das gibt ein Ehepaar Wir=sind=schlecht=dran und zwölf Kinder Unversorgt. Bluthaupt, wie sind Sie mutig.“

Rieck schwieg verdrossen.

Lora fuhr fort, indem sie boshaft jeden ern-

sten Saß durchlachte und Rieck dabei ansah, der ihren Blick nicht ertrug: „Seien Sie nur recht böse auf mich; da ich mir selber die Wahrheit sage, brauche ich sie auch Ihnen nicht vorzuenthalten, und da wir so schön hier beisammen sitzen, können wir uns ganz gut mit Bitterkeiten füttern und einander aus der Hand fressen. Darauf hab' ich mir am meisten eingebildet, daß ich solche Paare auseinander bringe, indem ich die Männer zu mir ziehe, ohne besondere Künste und Kraftanstrengung, bloß weil ich die Lora Obweger bin und die Frauen abstoße, bloß weil sie eifersüchtig sind und mit gutem Recht auf ihre Herren kein allzugroßes Zutrauen setzen. Mit mir dürfen Lauenen getrost spazierengehen, aber wo gleich ein Trauhimmel und Jawort im Hintergrunde wartet, soll euerer sich nicht aufhalten, das ist eine gefährliche Gegend. Müssen Sie heiraten, Rieck, muß das sein, und so bald? denken Sie, daß damit all Ihre sorgenlose Zeit, all Ihre Jugend und schöne Selbsttäuschung, die Musik und die große Oper und alle Rosinen in Ihrem Kuchen mit einem Male fort sind und nie mehr wiederkommen?“

Rieck schüttelte den Kopf: „Es muß wohl so sein. Ich werde einen bürgerlichen Beruf suchen,

in irgendein Amtlein ein kriechen. Meine Braut gefällt mir, geheiratet muß werden, ich kann doch nicht so mit ihr leben und ohne sie geht's auch nicht. Ich habe mich gebunden."

Lora nickte weise: „Ich kenne das. Sie sind ein Mann von Ehre, Sie Knabe Bluthaupt, Sie sind ein anständiger Mensch, will sagen ein armer Narr und machen höchst anständig und freiwillig Ihrer eigenen Jugend den Garaus. Also kann ich Sie nicht verführen?“ Dabei bog sie abermals ihren Kopf gewandt unter den seinen und lag so mit ihrem Haupt auf seinen Knien, daß ihre lächelnden, durch wehmütige Schadenfreude erhellten grauen Augen zu ihm und zugleich in den Abendhimmel blickten, auf welchem rasche Schwalben — man sah ihre glänzenden Bäuche im Flug vorüberschimmern — wie Pfeile niedrig über dem Paare hinschossen. Und abermals bog sich Kieck, willig und ohne Willen zu ihr hinab und küßte ihre kühlen Lippen, aber kühl und traurig und nun paßten die beiden Münder nicht mehr so gut zusammen wie vordem, sondern lösten sich sacht und still, während Bluthaupt bei sich dachte: Das hättest du mir früher sagen müssen, arges Lörchen. Gerade, indem er sich die Sorge und das schwere Leben, die Armut und

Einsamkeit seiner Braut so recht deutlich vorstellte, kam es ihm als ernste Aufgabe und reine Pflicht vor, zu müssen und zu tun, was er versprochen hatte und dennoch über alle Widrigkeiten Herr zu werden.

„Ich kann Sie also leider Gottes nicht verführen, Bluthaupt,“ lächelte Lora „ich bin zu alt für euch alle, ihr seid Knaben und ich bin ein schön betagtes Weibsbild. Was ich brauche, habt ihr nicht zu bieten, zu Vätern für herrenlose Damen eignet ihr euch noch nicht, und zur mütterlichen Freundin für heranwachsende Jünglinge bin ich wieder zu jung und zu ungeduldig. In was für einen Irrgarten sind wir alle spazieren geschickt worden! Aber Sie sind wenigstens immer aufrichtig und gut mit mir gewesen, das will ich Ihnen nicht vergessen. Und sollten Sie sich später meiner überhaupt noch erinnern, wenn ich alt bin und Sie älter sind, tun Sie's wenigstens in gutem Andenken. Ich hab' es mit euch allen nicht schlecht gemeint, mit mir auch nicht. Wir glauben, wir finden uns und andere auf der Welt, aber derweile suchen wir nur und immer vergebens, was wir kriegen, ist Kummer und Verdruß und die schönen Stunden sind Irrtum und Täuschung gewesen.“

„Nein, liebes Lörchen, die schönen Stunden sind allein Wahrheit und Gewinn, nur muß man mit ihnen keinen Acker bauen wollen, die Rosen tragen keine Früchte und unsere Ernten müssen wir nicht mit lauter Glück, sondern unter Kummer und Sorge bestellen, so viel weiß ich schon.“

„Tröstet Sie das?“

„Nein, aber zum Trost ist die Wahrheit auch nicht gemacht.“

„Leider! Nachdem wir also auf diese Weise unsere Erkenntnisse ausgetauscht haben, wollen wir kurz Abschied nehmen; es wird kühl und taut, wir sollen uns wenigstens keine Krankheit hier holen, sonst bleibt uns die Stunde über Gebühr unvergeßlich und war doch vergeblich, lehrreich wie meines Vaters Moral, fragwürdig wie meine Eitelkeit und töricht wie wir alle.“

Damit sprang sie behend auf, streckte ihre magerere Gestalt empor, dehnte die beiden Arme, wie um ihre Kraft zu spüren, weit gen Himmel aus; es war mittlerweile ganz dunkel geworden, so daß Rieck ihre Augen und Gebärde nicht mehr wahrnehmen konnte, und ehe er noch eine Antwort gab, eilte sie den Abhang hinunter ins Haus und rief nur im Verschwinden: „Adieu, Bluthaupt.“

Rieck sagte leise bloß: „Lora,“ und es war ihm, als müsse er sie zurückrufen; da sah er sie noch einmal, vom Lampenlicht des Turmzimmers auf der Terrasse, die sie erreicht hatte, hell beleuchtet und wie sie, ohne sich aufzuhalten, ins Haus ging.

Darauf setzte auch er sich in Bewegung und trabte im Schein der glänzenden Herbststerne einsam davon. —

XI

Zwei Jahre sind im Leben eines jungen Menschen, der die böse Wendung vom Herumtreiben und Verkosten von allen Tischen zum Erwerb des eigenen dürren Brotes und zur Bestellung einer eigenen Wirtschaft tun muß, eine kurze Zeit. Ja, wenn man noch spazieren geht und Eindrücke von allen Dächern, Baumwipfeln, Himmelswolken, Laubenflügen, Sträuchern, von vorüberwandelnden Mädchen, Auslagefenstern, alten Stadthäusern, Zeitungen mit den Pfeilen der jungen Blicke herabschießt, da ist die Zeit lang, ein Jahr scheint wie ein endloser Strom an ewig veränderlichen Ufern gelassen hinzuschießen, aber wenn man, in einen Tagesberuf eingespannt,

Stunden an der Kette böser, langweiliger, armseliger, gehafter Pflichten verseufzt, dann eine engste Muße einteilen soll, wie ein Schiffbrüchiger das letzte Stück Zwieback, da eilt die Zeit wie das Brausen eines einzigen Windstoßes und treibt einen, obgleich minder würdig und ärmer an eigentlichem, lebenswürdigem Inhalt rasend dahin. Sie duldet kein Verweilen, keine Laune, ein Augenblick tritt dem nächsten schonungslos auf die Ferse, und in trostlosem Einerlei flacher Ufer sieht man nur von weitem als Erinnerungen oder Wünsche die schönen Dinge, die einem früher selbstverständlich gehörten und nun im Reich der langsamen Jugend liegen: ein behagliches Frühstück nach ausgedehntem Schlaf, von dem man noch durch keinen Dienst in aller Morgenfrühe und Kälte aufgeweckt worden ist, ein langsam genossener Kaffee und behaglich geschmauchte Zigaretten, die Zeitung dann, deren Lügen und unverschämte Meinungen man in einem Halbtraum facht an sich vorüberziehen läßt, bis man sich zu einem Spaziergange entschließt, auf welchem man etwa einem neuen Gedanken oder einer Laune oder leibhaftigen Mädchenfigur nachstreicht. Oder ein Gespräch im Turmzimmer mit Lora Obweger oder eine Rodelfahrt den ganzen weiten Abhang

des Hackinger Hagenberges hinab im Schnee als Führer auf dem Vorderstuh, während hinten die schöne rote Frau im weißen Sweater, weißer Mütze mit glühenden Wangen hockt, man spürt ihre schlanken Beine an der eigenen Hüfte und faust toll in die Tiefe, in den herrlichen Abgrund. Man schaut in der Albertina alte weltverliebte Kupferstiche und Holzschnitte an oder man schwärmt in einem Trödel Laden um ein Döschen, Porzellan oder anderen zierlichen alten Pfifferring, oder man sitzt bei Pera Illitsch, dem Bildhauer, und lernt von ihm, wie man arbeiten soll und die ganze Welt für nichts achten, derweilen ein Stück Ton die ganze Welt wird, oder dies oder das oder alles andere, nur kein Sklave sein, nur Zeit haben, lange, liebe, grüne Zeit! Zwei Jahre sind für Heinrich Rieck dahingegangen wie zwei Tage, der früher die Stunden wie Jahre besaß.

Er hatte in der Sommernacht als Stationsbeamter auf dem Hütteldorfer Bahnhofe „Dienst“ gemacht. Er war froh gewesen, bei den Staatsbahnen als Anfänger zu Amt zu kommen, um heiraten zu können und das wenige Geld zu verdienen, da sein Vater nichts mehr hergab. Er hatte sein künstlerisches Lockenhaar, das ihm wei-

land so mächtig in den Nacken hing, bürgerlich zurechtschneiden lassen, aber sein Gesicht schaute leider immer noch nicht beamtenmäßig drein, wenn er, mit der roten Dienstkappe und der Bluse angetan, auf dem „Perron eins“ den Zug abfertigte, dann rasch zum „Perron vier“ über die weitläufigen Geleise setzte, um die Stadtbahn zu bedienen. Vom „Blocksignal“ sprang er ins Dienstzimmer, vom Läutwerk zum Verschubgeleis; er besah nach Vorschrift jeden Kastenwagen, ob er ordentlich gereinigt sei, er ordnete die vier „Garnituren“, die einander abzulösen hatten, er verneigte sich dienstwillig und ergeben vor dem Herrn Stationschef und ließ sich geduldig die Grobheiten des reisenden Publikums gefallen, welches in dem Verkehr der Staatsbahnen ein übles Gleichnis des ganzen Osterreich erblickt und an dem unglücklichen Stationsbeamten jenen Groll ausläßt, der eigentlich dem höheren, unverständlichen Getriebe des verdorbenen vaterländischen Mechanismus gilt. Er schaffte unter dem Zugpersonal Ordnung, half den Verschiebern, rannte mit der Laterne in die stockdunkle Nacht, ließ sich an- und durchregnen, wälzte sich auf dem knirschenden Ledersofa des „Dienstzimmers“, wenn es zwei Stunden Pause gab, er studierte Instruktionen, Fahr-

pläne und Stundenpässe, er machte die Telegraphen- und Verkehrsprüfung; daheim schrie, pünktlich eingetroffen, ein Kind in der Wiege, er verschob seine große Oper und die ganze Komposition auf bessere Zeit und wußte, sie kam nicht mehr. Er trieb im Wirbel. Also war in dieser Augustnacht wieder ein „Dienst“ vorbeigegangen; Heinrich Rieck seufzte glücklich auf, daß es keinen „Anstand“ gegeben hatte, kein Reisender war verletzt worden, so daß die Eisenbahn keinen Schadenersatz wegen erlittenen Nervenchocks und der „schuldtragende“ Beamte keine Disziplinaruntersuchung zu gewärtigen hatte, die Last- und Personenzüge waren ohne besondere Verspätung eingetroffen und weitergegangen, die allgemeine, übliche brauchte Rieck ebensowenig zu vertreten, wie daß die Staatsmaschine auch sonst unpünktlich arbeitete, aus allen diesen Gründen war er zwar erlöst, aber auch am ganzen Leibe und Gemüte wie gerädert. Nun sah er vierundzwanzig Stunden Freiheit vor sich, in denen er sich pflichtgemäß zum nächsten „Tagesdienst“ zu stärken hatte. Er ging heim; er wohnte in Hacking in einem niedrigen Gartenhäuschen. Er trank seinen Kaffee, rauchte eine Zigarette, schleppte seinen Duden herum, der gottserbärmlich jammerte; seine Frau er-

zählte dies und das, Rieck hörte mit halbem Ohre zu; sie erzählte zuviel und kümmerte sich um zuviel, er war zu müde für ihre regen Weltinteressen, er legte sich auf das Sofa in seinem Zimmer hin, wo Bücher und Noten und Bilder und der Flügel wie zum Spotte dastanden, weil er doch mit ihnen nichts anfangen konnte. Er dämmerte vor sich hin bis zu Mittag, da verzehrte er ohne sonderlichen Hunger sein Essen.

Endlich ging er davon, um ein paar Stunden allein zu wandern und wieder seine eigenen Gedanken langsam aufsteigen zu spüren, gleich dem fernen Rauch aus dem Hause einer fernen Heimat.

Er wanderte durch die Hackinger Allee. Dieses kurze Wegstück von den letzten Häusern des Ortes bis zum gelben „Auhof“, dem Jägerhause des kaiserlichen Tiergartens, kaum eine halbe Stunde lang, war ihm ein täglich neues Wunder, so oft er es durchschritt, in jeder Stunde, bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit, unergründlich als ein gnadenreicher Naturanblick wie die Tiefe des Himmels oder Wassers; aus der grünen Halle der üppigen Kastanien sah er auf die Wiesen, Waldhügel und fernen blauen Höhen des Jagdparkes, auf den nächsten Büchel, den Futterplatz

der Tiere, wo ein paar Rehe grassten, er sah auf der andern Seite, jenseits des Wienbettes die Züge der Eisenbahn in versagte Weiten vorüberrollen, und just, als er so fernhin schaute, mußte er hurtig zur Seite springen, da ihm ein „Hallo“ von einem Wagen zugerufen wurde, der einherkam. Johann Seyfferts Phaethon, jetzt endlich in die Hände des jungen Mannes gelangt. Der saß oben auf dem schwarzelben Fahrzeug und kutschierte den wohlgenährten Schimmel und neben ihm keine wunderbare Dame, die etwa durch die Pracht und Verheißung angelockt worden war, wie sonst, sondern ein hocheleganter Mann in englischem Geschmacke gekleidet, glattrasiert und, wie es schien, wohlgepflegt: Citron. Die beiden begrüßten den Rieck in guter Freundschaft, Citron tat gönnerhaft, als im Glücke, gleich bei seinem ersten Engagement hatte seine siegreiche Stimme Wunder gewirkt, nämlich einen Backfisch betört, ein vaterloses Mädchen, das mehrere hunderttausend Mark besaß, die von einem Vormunde verwaltet wurden. Citron sehen, hören und lieben war eins bei ihr, das Mädchen schätzen und heiratenwollen war eins bei ihm. Mangels der Zustimmung des Vormundes entführte sie Citron nach England und heiratete sie dort, wo es sich ohne störende

Formalitäten leicht machen läßt. Aber damit bekam er freilich nur das Mädchen, nicht die wichtigen Zutaten der etlichen hunderttausend Mark. Er konnte aber nicht nach Deutschland gehen, um dies Geld zu holen, weil er dort eine Anklage wegen Entführung riskierte. So mußte er einstweilen hier in Oesterreich leben und mit dem Vormunde dort einen Prozeß führen wegen Herausgabe des Vermögens; seine Frau aber reiste von Citron nach Deutschland hin und her, um Frieden zu stiften und Barmittel zu bekommen. Einstweilen aber genoß er höheren Kredit und erfreute sich bei den alten Freunden seiner angeblichen Arriviertheit. Was war seither mit Kieck geschehen, was mit Vera Illitsch und mit der schönen roten Gnade? Von sich hatte Kieck bald berichtet, es gab wenig genug zu erzählen und was vermochte übrigens Citron zu hören? Wer geheiratet hat, schließt die Erlebnisse ab, man ist Beamter, hat eine Frau und das Kind schreit weh, weh. Und Vera, der war jetzt in Italien, wo eine große Jahrbunderausstellung veranstaltet wurde, auf welcher Illitschs Plastikern berechtigtes Aufsehen machten; ob er sich noch immer mit Brot und Speck begnügen mußte? Und wenn auch. Er war ein harter, freier Mensch, der die Welt liebte, aber

an keiner Welt hing. Ihn fesselte kein Gefühl an die vorübergehenden Männer und Frauen, die hinschwanden, während er ihr Ewiges im Stein erkannte, der blieb. Pera war jedenfalls glücklich. Wenigstens: insoweit als und vorausgesetzt, daß, wie man eben unter dieser Sonne glücklich ist, die auf köstliche Mühsal scheint. Und die Lora Obweger. Oh, was die betraf, so hatten alle von ihr gehört, niemand wußte aber Genaueres von ihr. Sie hatte damals vor zwei Jahren plötzlich ihre Burg zugesperrt, das ganze Personal, die hochmoralische Gesellschafterin Marie zu allererst, entlassen und war auf Reisen gegangen. Der lange Krehan war nach ihr und in andere Richtung verschwunden. Er habe sich angeblich nach Zürich gewendet, um dort Handelswissenschaften zu studieren. Einen Winter lang blieb die Gegend der drei Obwegerschen Landhäuser schneestill, nur die alte Rätin Koppacher hütete unter ständigen Neuralgieen und unter ehrerbietiger Bewahrung der „Heroiden“ ihres seligen Gatten den einsamen Bezirk da droben. Dann kam Lora wieder in alter Unruhe, aber ohne Hofstaat von jungen Schwärmern, sie wollte von dieser Art Gesellschaft nichts mehr wissen. Sie war eigentlich auf alle eifersüchtig gewesen, auch

St.

auf die, denen sie nicht das mindeste Recht dazu gegeben oder genommen hatte, zum Beispiel auch auf den hier anwesenden jungen Johann Seyffert. Der grinste schon viel weltkundiger und weibwissender als dazumal, er war seither mit vielen Frauenzimmern auf diesem schwarzgelben Lockfahrzeug herumkutschirt. Das mochte Lora nicht leiden, daß es andere gab, die auch schön waren und schließlich minder schwierig im Umgang. Johann machte eine abschließende Bewegung: sie war eben immer eine närrische Person. Citron befräftigte das: freilich, wie schön hätte sie es haben können mit ihrer Rente, und war immer wie mit tausend Hunden geheßt, ohne Ruhe, nichts war ihr recht, alles war ihr zu dumm und unpassend, die Welt saß ihr als ein schlecht genähtes Kleid, bald zu eng, bald zu weit um den Leib, heute paßte ihr die Farbe nicht, morgen hatte sie am Schnitte was auszusetzen. So fährt sie wohl noch jetzt herum und probiert und studiert und tut kein Gut und hat Verdruß mit sich selber und allen andern.

„Wer weiß,“ sagte Rieck, „ich höre, sie hat geheiratet.“

„Ja, und einen Mathematikprofessor noch dazu,“ ergänzte der Johann Seyffert, „der löst die

ganze Lora Obweger auf als eine Gleichung mit einer Unbekannten und das Resultat ist: X gleich Null.“

Rieck mußte noch weiter, daß sie damals die Burg mit einer neuen Freundin eröffnet hatte, mit einer hübschen, schwarzen Person, an der sie einen Narren gefressen. Tagelang streiften die beiden über Land, Arm in Arm, unzertrennlich wie ein Liebespaar, sie herzten und küßten einander, sie lasen Romane miteinander, sie schmückten einander, die Rote trug die Kleider der Schwarzen und die Schwarze stolzierte in Loras Toiletten, sie gingen ins Theater, sie machten sehr großstädtische Vergnügungen mit, wo sie als zwei neue, unzugängliche, räthelhafte Damen Aufsehen erregten, bis es wieder einen Krach gab, als die Schwarze eines Tages einen Bräutigam bekam und heiratete. Wieder fand sich Lora allein und doppelt zerknirscht, sie tat Buße wie eine Sünderin, trug sich einfach, ja nachlässig, gleich einer armseligen Studentin und wandte sich der Wissenschaft zu. Sie wollte die Gymnasialmatura nachholen, um dann wieder an die Universität zu gehen. Und gehässig gegen sich selber, wütend auf ihre ganze Narrheit, fasziniert von der bösen, alten Sittenstrenge, bei der sich die Unschuld hält,

wie Fleisch auf dem Eise, wendet sie sich eines Tages wiederum der alten Lachnit zu; richtig geht die schöne, goldene Fliege ins Netz der Spinne. De- und wehmütig sitzt die Lora Obweger wieder bei den frommen Protestantinnen um den runden Tisch, strickt Negerkinder-Unterwäsche, unterwirft sich der ganzen höhnischen Verachtung der notgedrungen tugendhaften alten Weiber, wie eine arme Magd, die Berg spinnt, sie bittelt um Achtung. Sie studiert, so wie eine andere sich Kastei. Und die alte Lachnit nimmt diese Huldigungen der verirrtten Sünderin hochmütig entgegen als gebührendes Zeichen der Unterwerfung. Alles was häßlich und moralisch und wertlos ist, bläht sich auf, weil eine rote Jugend zu Kreuze kam. Und wieder empfahl ihr die Lachnit einen Jugendwächter und Sittengeneral, diesmal einen haltbareren als den langen Krehan, nämlich einen Mathematikprofessor, der Lora zur Prüfung vorbereiten sollte. Und der, schlauer, geschickter, älter, erfahrener, wußte den roten Unband an eine dauerhafte Kette zu legen. Ob das der Lachnit Meinung war bei der Empfehlung, steht freilich dahin. Daß die fragwürdige Lora Obweger einen Mann bekommen und derart zu Eheehren, in den alleinseligmachenden Schoß der Familie und Bürgerlichkeit

finden sollte, war kaum die Absicht der Spinne Lachnit, die ihre Fliege etwa selber langsam in Selbstpeinigung geröstet, hatte genießen wollen. Aber statt der Maturitätsprüfung legte Lora das Hochzeitseramen ab, bei welchem man schließlich nur ja zu sagen brauchte. Das konnte sie. Und nun saß sie ganz unnahbar, ernst und würdig wieder in ihrer Burg bei einem strengen Mann. Da hatte sie nun wohl das Väterliche wieder, das sie brauchte und wofür sie bestimmt war. Eine Seite von ihr war ja Tugend und Sitte, freilich ihre schwarze Kummerseite; die andere grüne hieß Jugend und rotes Haar und lachender Mund und Weltvergnügen, hieß blühender Garten und wechselnde Stunde, hieß Verlangen und Spielgesellen, heitere Herrschaft über Menschen, hieß Reiten und Fahren, hieß Suchen und Lachen, Weinen und Unzufriedensein. Aber die grüne Seite war immer schwach. Jetzt hat sich die Lora Obweger zur Hausfrau ausgebildet; wie man hört, macht sie Obst ein und kocht ihrem Gemahl selber das Essen. Der ist streng und hält das Geld zusammen, die Rente war mit Schulden belastet, Lora muß sparen. Das war in zwei Jahren mit ihr geschehen. Wer versteht es so gut, wie die Frauen, alles zu lernen und alles zu vergessen? Sicher

treibt sie jetzt höhere Mathematik und ist begeistert davon.

„Pfui Teufel,“ sagte der Johann Seyffert, „unsere ganze Gesellschaft ist versimpelt, mir scheint, der Citron und ich sind allein noch in Unehren jung geblieben, du sitzest ja auch als ernster Mann und Familienvater auf dem Trocknen und paß auf, wer da hinten kommt, mein Bruder Franz, der lebt gar in einem soliden Verhältnis und schiebt einen illegitimen Kinderwagen. Leb' wohl,“ damit schnalzte er mit der Peitsche, daß der Schimmel sacht ausgriff und davon fuhr. Citron schwenkte den Hut. Kieck grüßte und ging nachdenklich weiter. Er hatte keine Lust, das zweite langsamere Fuhrwerk abzuwarten, welches ihm angekündigt worden war. Er kannte die Geschichte. Der Franz Seyffert hatte eine geschiedene Frau „erobert“, wie man so sagt, denn er war erobert worden. Heiraten konnte und wollte er sie nicht, aber da er alle Instinkte eines Familienvaters besaß, hatte er bereits ein Kind zustandegebracht, verwendete sein reichliches Taschengeld auf eine kleine Wirtschaft, hauste halb bei den Eltern, halb bei seiner Dame, ließ sich deren strenge Herrschaft gehorsam gefallen und zog als geduldiger Mensch freiwillig die selbstgefertigte Kette. Er knurrte nicht

einmal, er schob den Kinderwagen, während die Dame stolz daneben ging und darauf sah, ob keiner sie etwa schief nahm. Das war in den zwei Jahren mit dem heiteren Franz Seyffert geschehen. Rieck kannte diese Entwicklungen, der sogenannte Lebenswandel wird ein Stillstand voll Schmach: man hat eine Wohnung, man hat eine Frau, ein Kind schreit in der Wiege, man hat ein Stück Brot und immer um zehn Gulden zu wenig, man hat eine Familie „gegründet“. Er kannte diese Musik, er spielte auch schon zwei Jahre lang dieses Motiv, es ist nichts als ein ärmlicher zerlegter Dreiklang. Himmelhohe Liebe wird moduliert in schläfrige Ehe, Wirtschaft und Wehwehgeschrei bei Tag und Nacht. Rieck fragte sich, ob er seine Frau liebe, vielmehr er fragte sich das nicht, worauf es keine wahre Antwort gibt. Wenn man Sorge hat und als Sklave keinen freien Tag mehr kennt und „Nachtdienst“ macht, spricht man von Liebe nicht. Die Ehe hat andere Gegenstände. Seine Frau war ja jung wie er, das heißt, viel zu jung, sie war nicht mütterlich zu ihm, wie er es gebraucht hätte, sie verlangte und schaffte sich auf ihre Art ihre eigenen Leidenschaften und Wünsche, sie ging nicht in den feinen auf, sie putzte sich und hing an Schmuck, sie ging ins Theater

und naschte, sie sparte sich Geld von der Wirtschaft, oder sie machte ganz heimlich kleine Schulden, oder sie bettelte von den Eltern Geld ab für die Herrlichkeiten der großen Stadt, sie war Mutter eines kleinen Schreihalses, wie ein Kind die Mutter einer Puppe ist, er machte „Dienst“ und war froh, wenn sie nach irgendeinem Hauptspaz davonflog und er daheim eine ruhige Stunde lang bei seinen Büchern, Noten, Bildern dämmern durfte. Weit, weit weg lag die große Oper. Er mochte nicht viel darüber nachdenken, was ihm das Leben gebracht und was es ihm genommen hatte, die Rechnung stimmte auf keinen Fall, es war müßig, sie anzustellen, man mußte diese Ziffern eben in Geduld ertragen, die sich anreiheten, langsam, sicher, traurig zu einer großen Schulden summe, durch die einmal, wer weiß wann, ein Strich gemacht wurde: Dann war die Rechnung arg verwickelt und zerfahren, keiner fand sich mehr zurecht, so wurde das uneinbringliche Konto geschlossen und eine arme Seele hatte Ruhe. Das Kind, das heute weh, weh schrie, eröffnete mittlerweile längst ein eigenes Soll- und Habenblatt und wirtschaftete auf seine Weise. Möchte es einmal seinem kleinen Buben besser stimmen. Das war in den zwei Jahren mit dem Heinrich Kieck geschehen.

Das Wandern an dem heißen Tage hatte ihn in Schweiß gebracht. Er ging jetzt auf dem Damme gegen Maria-Brunn, wo die schöne alte Wallfahrtskirche am andern Ufer neben der ausgedehnten landwirtschaftlichen Schule steht. Der Weg verbreiterte sich zu Wiesen, eine mäßige Talmulde zwischen dem Ufer der Wien und der Ziergartenmauer war von diesen Grasflächen ausgefüllt, die nun unter der dritten Mahd dufteten. Knechte und Mägde trugen das Heu von den Haufen zu dem Wagen und dazwischen bewegte sich sanft eine blaugekleidete Nonne als Aufseherin, deren weiße, gestärkte Flügelhaube sacht hin und her schwebte. Die Gründe hier gehörten dem nahen Frauenkloster von Maria-Brunn. Dieses sanfte stille Schaffen im Grünen gefiel dem Heinrich Rieck wohl als eine sonnige Nachmittagsfriedlichkeit, und er warf sich ins gemähte kurze Gras, um ein wenig zu träumen. Er schaute in den heißen, blauen Himmel hinein und sah zuweilen zarte, flockige, weiße Wölkchen sich spinnen und lösen und zergehen, leise summende Insekten wehten um ihn, Schwalben schossen vorüber, hoch oben fangen unsichtbare Lerchen. Er wachte träumend oder schlummerte in Gedanken etwa eine Stunde lang, da hörte er Schritte und nahm einen

großen Schatten vor sich wahr, schon wollte er recht verdrießlich die Störung betrachten, als sie ihn mit wohlbekannter tiefer Stimme anrief: „Servus, Heinrich.“ Rieck fuhr auf und setzte sich zurecht und traute seinen Augen nicht. Da stand, elegant gekleidet, einen echten Panamahut auf dem frechen Gesicht, mit dem wohlbekannten Grinsen der Buldoggisage, Arnold Krehan. „Gelt, da schaust? Es ist übrigens nicht zu leugnen, ich bin da. Zu Hause hab' ich dich nicht angetroffen, ich habe dich besuchen wollen, man schickte mich beiläufig in diese Gegend.“ Damit ließ er sich gleich neben Heinrich ins Gras nieder, zog ein großes, hölzernes Futteral an seine Seite, steckte sich eine Zigarette an und weidete sich höhnisch-treuherzig an Riecks verdußtem Gesicht.

Gleich begann er zu erzählen und sprudelte nur so von unverlangter Berichterstattung. Also, daß er nur wieder in Wien war! Für wie lange, wußte er nicht, das hing davon ab, ob, wann, wo und wie er eine Stellung fand, die er eben suchte. Und auch von einem Prozesse, den er mit der Lora Obweger führen wollte. Rieck runzelte die Stirn und zog erstaunt die Brauen hoch; was war das für eine Streitsache? Gleich, gleich sollte er alles erfahren, nur Geduld, hübsch der Reihe

nach. Also, das wußte Kieck ja, er, Arnold Krehan und Lora Obweger waren damals in der tollen Zeit nach allerhand Mißhelligkeiten und Szenen gütlich auseinandergegangen. In freundlichem Einvernehmen, wie man so sagt. Eigentlich hatten sie heiraten wollen, oder vielmehr er, Krehan hätte nichts dagegen gehabt und das Gleiche auch mit gutem Recht von Lora Obweger vorausgesetzt, denn wenn ein Frauenzimmer sich mit einem Mann ernstlich einläßt, und das hatte sie mit Vergnügen getan, grinste er, so darf sie schon zufrieden sein, wenn er sie heiraten will. Aber kenne einer die Weiber. Auf einmal zog und sperrte sie sich und seufzte und wollte sich die Sache noch überlegen und schob die Angelegenheit hinaus, zugleich ließ sie sich vom Oberleutnant den Hof machen und tat, als wäre sie frei und ohne Verpflichtung. Das paßte dem Krehan gar nicht. Er liebte solche fragwürdige Verhältnisse nicht; da führte er endlich eine sogenannte Aussprache herbei: ich oder der Offizier, ich oder keiner. Was glaubte sie eigentlich? Er hatte ihretwillen seine sichere Lehrerstellung aufgegeben und sich in ein Burgidyll eingelassen; wo hörte der Spaß auf? Da hatte sie, großmütig und leicht von Entschluß, wie immer, entschieden, sie wolle ihm nicht

schaden, sie sehe ein, sie habe seine Karriere beeinträchtigt, aber er habe doch immer davon gesprochen, er möchte studieren, ja sich sogar als Jurist ausgeben. Nun, das hatte seine Wichtigkeit, denn als städtischer Lehramts-Substitut aufzutreten, war ihm nie gerade rühmlich erschienen. Da er aber keine Gymnasialstudien, sondern nur die Lehrerbildungsanstalt absolviert hatte, konnte er leider hier im Lande keine Universität auffuchen, um als ordentlicher Hörer Jura zu studieren. Wohl aber gab es in Zürich eine sogenannte Handelshochschule, für welche sich seine Vorbildung und auch sein Interesse eignete. Aber welche Schwierigkeit, auf einmal umzusatteln und ohne Geld ein langes Studium zu beginnen! Lora lächelte nur, Krehan sollte studieren, an ihr sollte es nicht fehlen. Wenn sie nur in Frieden auseinander kämen, möglichst weit weg; höchst plötzlich schämte sie sich nämlich wie ein Backfisch und Krehan wußte nicht einmal, vor wem sie sich genierte. Wenn es wenigstens einen ernststen Nebenbuhler gegeben hätte, dem zuliebe sie sich hätte mit Myrten verzieren wollen, „aber ihr alle waret doch nur der ganz gewöhnliche Hofftaat, vor euch brauchte sie doch keine solchen Schwächeanwandlungen zu produzieren“! Kurz, sie schlossen einen Vertrag, —

mündlich und als Veröhnung, erklärte Krehan, — Lora Obweiger wolle ihm, um ihn wegen der erlittenen Studienversäumnis und des Berufsverlustes gebührend zu entschädigen, eine monatliche Rente von hundert Gulden auf fünf Jahre sichern, damit er die Handelswissenschaften betreiben und eine neue Lebensstellung erwerben könne. Dagegen habe er sich verpflichtet, ihr die aufgewendeten Summen zurückzustellen, wenn er die Studien vollendet und eine Stellung gefunden habe. Natürlich frühestens in fünf Jahren. Nach diesem Vertrage habe sie bekanntlich die Burg zugesperrt und sei ins Ausland gereist, wogegen er die bewußte Handelsschule aufgesucht. Allmonatlich sei auch die Rente pünktlich eingetroffen. Er habe ein Jahr in Zürich verbracht, dann sei er nach Holland gereist, einesteils um die schöne Gegend kennen zu lernen, andernteils um zu praktizieren, denn in einem Kolonialstaate mit überseeischem Handel gebe es erst die richtige kaufmännische Erfahrung. Zu Amsterdam, dem Hauptsitze des Tabaks habe er in Tabak „gemacht“. Er trat zu einem großen Makler als Volontär ein. Da waren die neuangegangenen Schiffsladungen Sumatra und Java-Spezialität zu untersuchen und abzuschätzen. Man rannte auf das Schiff der jeweiligen

Maatschappij und bekam von jedem Ballen eine Probe. Hellen, mittleren, stärkeren, dunklen Tabak. Den mußte der Agent genau untersuchen, um die offizielle Schätzung, den börsenmäßigen Kurs unter eigener Verantwortung festzustellen. Man hatte immer nur zwei Tage Zeit, am dritten mußte die Schätzung fertig sein, weil da die Proben der Schiffsladung auf der Börse, das heißt in einem dazu bestimmten Privatlokal, bei „Frascati“ ausgestellt und ausgedoten wurden. Da hatte Krehan auf Probe rauchen müssen, nichts übleres als solches Tabakprobieren! Man wickelt das betreffende Kraut, das als Deckblatt bestimmt ist, um irgendeinen beliebigen Tabakfern, auf den es nicht weiter ankommt und raucht. Aber man muß viel Milch dazu trinken, sonst verträgt man's nicht. Und schließlich wird die Schätzung jeder Sorte gebucht. Dann geht bei Frascati der Lärm an. Die Makler und Käufer aus Deutschland, Frankreich, England wimmeln durcheinander, für Osterreich fungiert eine Amsterdamer Firma als Käufer, handelt ein paar Schiffsladungen nach Gutdünken ein und damit sind unsere Zigarren erledigt, der österreichischen Regierung kommt es nicht so sehr auf den einzelnen Fall an, höchstens sitzt oben auf der Galerie ein

österreichischer, kaiserlich königlicher Hofrat samt Familie, der auf Dienstreise und Diäten hergeschickt ist und die schönen Rembrandts des Reichsmuseums bei dieser Gelegenheit kennen lernt. Bei Frascati bewundert er von oben und unbetheilt das ruchlose Treiben der Börsenbesucher. Da geht das Kaufen und Verkaufen los. Eine Schiffsladung und eine Million holländischer Gulden ist das mindeste Gebot. Nun hat Gartenberg und Rosenbaum den ganzen hellen Tabak gekauft, die ganze blonde Sumatraernte von 1910. Da sind aber viele Fabrikanten, die davon noch brauchen. Hunderte Makler schwirren herum, Gartenberg und Rosenbaum müssen abgeben. 'Gartenberg und Rosenbaum haben um 50 gekauft, geben Sie um 52, nein, ich brauche alles selber, Sie werden doch nicht alles vergeben haben, ich nehme um 53, nein, unter 55 kann ich nicht. Flor und Abel bieten hellen um 54, gehen Sie zu Flor und Abel. Flor und Abel haben aber gar keinen blonden Sumatra mehr.' Kurz, Gartenberg und Rosenbaum profitieren zwei Millionen holländische Gulden von einer. Und der Tabakberg der 1910er Ernte senkt sich sacht auf ganz Europa nieder."

Rehan schwelgte in Sumatra-Erinnerungen,

Rieck hörte zu und unterbrach ihn endlich: „Und Lora Obweger?“ „Ja,“ Krehan besann sich, „mitten im schönsten Frascatigeschäft hörte die Kente auf. Ich schrieb, bekam keine Antwort, ich lebte bereits zwei Monate auf Borg und suchte vergeblich bezahlte Stellen, endlich telegraphierte ich: ‚Hungere bereits, Reisegeld nach Wien.‘ Da kam endlich das magerste Reisegeld und die Aufklärung, sie habe geheiratet und bedaure, mir die gewohnte Summe fortan nicht mehr anweisen zu können. Nun bin ich hier. Ich werde sie klagen. Es liegt doch ein klarer Vertragsbruch vor. Drei Jahre fehlen auf die Zeit, das geht nicht, sie kann heiraten wen sie will, ich habe genug von der ganzen Lora, meinethwegen soll sie sich mathematisch ergößen, aber ich bestehe auf meinem Vertrage, ich suche morgen den Advokaten, übrigens fahnde ich auch nach Stellungen. Ich gehe, wohin man will, aber nur als erste Kraft.“

Rieck ließ ihn erzählen, Krehan konnte gar nicht fertig werden mit Reiseabenteuern, heiteren Zwischenspielen, nach denen juristische Erörterungen über das Rentenvertragsverhältnis mit Lora Obweger als ständiger Refrain wiederkehrten. Endlich sah Rieck den Kasten, der an Krehans Seite im Grase lag und fragte darum. Krehan

hatte in der bösen Amsterdamer Zeit, als die Rente ausgeblieben war und er darum untätig in seiner Kammer sitzen mußte, eine Laute angeschafft, die kostete nur fünfzig Gulden und hatte nach Liederbüchern singen und sagen gelernt. Damit öffnete er das Futteral und zog eine hellbraune, mit Ebenholz und Elfenbein zierlich am Rande ausgelegte Laute hervor, sogar ein blaues Seidenband am Halse fehlte nicht. Liebevoll, wie eine Mutter ein Kind auf den Schoß nimmt, zog der lange Krehan das Instrument an sich, fingerte darauf herum, stimmte die Saiten, horchte und begann endlich sachte zu klimpfern, wozu er mit ungeübter Stimme sang und das sentimentale Gedicht rauh ins komische zog, wodurch es doppelt schmerzlich wirkte, als wenn Schönes, Gutes von hoch oben in den Staub fiel:

's ist alles dunkel, 's ist alles trübe,
Dieweil mein Schatz ein' andern liebt.
Ich hab' geglaubt, sie liebet mich,
Aber nein, aber nein, aber nein, aber nein, sie
hassets mich.

Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn,
Und pflückens mir die Röslein ab,
Woran ich meine, woran ich meine,
Woran ich meine Freude hab'.

Was nützens mir die schönen Schuhe,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und tretens mir die Absäß ab,
Woran ich meine, woran ich meine,
Woran ich meine Freude hab'.

Was nützens mir ein schönes Mädchen,
Wenn andre mit zum Tanze gehn,
Und küssens ihr die Schönheit ab,
Woran ich meine, woran ich meine,
Woran ich meine Freude hab'.

Nun kommen dann die schwarzen Brüder
Und tragen mich vors Thor hinaus
Und legen mich ins kühle Grab,
Worin ich meine, worin ich meine,
Worin ich ewig Ruhe hab'. —

Rieck war froh, als Krehan Abschied nahm, der wollte bei Verwandten sein Quartier finden, sie würden einander wiedersehen und zu plaudern wohl noch Gelegenheit haben, da ihn der Prozeß gegen Lora oder die Suche nach einer Stellung sicher längere Zeit hier in Wien aufhalten würde. Gewiß, Rieck würde sich freuen, den Krehan wiederzusehen. Der versorgte die Laute im Kasten, schwenkte den Panamahut und eilte mit langen Schritten davon gegen die ferne Stadt.

In Heinrich Rieck aber war mit den mannigfachen Erlebnissen dieses Nachmittags, die sich alle

wunderlich genug um die rote Gnade, um die schöne Lora Obweger, wie um einen unsichtbaren, aber beständigen Mittelpunkt bewegt hatten, die Erinnerung an sie heiß und lächelnd, schwärmerisch und komisch aufgetaucht, es war ihm, als müsse er sie in ihrem schlohweißen Kleide mit dem gelben Manilahut unbedingt und augenblicklich einkerkommen sehen. Es war ihm heiß, der Kragen drückte ihn am Halse, er wollte ihn lockern, er löste die Halsbinde und sah sie unwillkürlich an. Das war ja das Band, das schöne seidene, violette Band von Loras Hut, das sie ihm seinerzeit als Preis gegeben hatte, da Pera Illitsch es nicht hatte brauchen können.

Rieck sprang auf, er wollte zu ihrer Burg gehen. Sie hatte einen Marillenbaum im Garten, ganz am Saum des Bühels, dort waren jetzt gerade die Früchte reif, er wollte von hinten herum sich hinstehlen und ein paar pflücken, um sie seinem Bublein mitzubringen. So erklärte er vor sich selber den Wunsch nach dem verzauberten Garten, nach der Burg der roten Gnade, die jetzt in Mathematik und Ehe haufte.

Er eilte den Weg weiter, bog atemlos in das schmale Sträßchen zum Mühlberg. Halt! Da kam sie am Arm eines aufrechten, noch jungen

Mannes mit sehr strengem Gesicht, der indessen ein wenig kleiner war als sie.

Sie trug kein schlohweißes, halsfreies Kleid, sondern ein schwarzes, hochgeschlossenes mit einem Kragen, der den langen Hals bis zum Kinn bedeckte, wodurch sie eine steife Haltung bekam, ihr Gesicht war blaß und leuchtete wie Marmor unter dem roten Haar, das frei ohne Hut war, aber glatt gebürstet und um den Kopf so dicht gelegt, daß nicht eine widerspenstige Locke im Winde spielte.

Kieck wollte wohl ausweichen, aber es war zu spät, sie ging gerade auf ihn zu. Da zog er seine Mütze tief und Lora Obweger nickte freundlich und lächelte ihn an, indes sie am Arme des fremd grüßenden Gemahls schlank und gemessen weiterschritt. Kieck trat zur Seite und ließ sie vorbei. Er wartete eine Weile, dann überlegte er ein wenig. Er wollte die Marillen in ihrem Garten doch lieber ungepflückt lassen. Das Stehlen war ihm mit einemmal verleidet.

Princeton University Library



32101 067517753

DATE ISSUED

DATE DUE

1912

